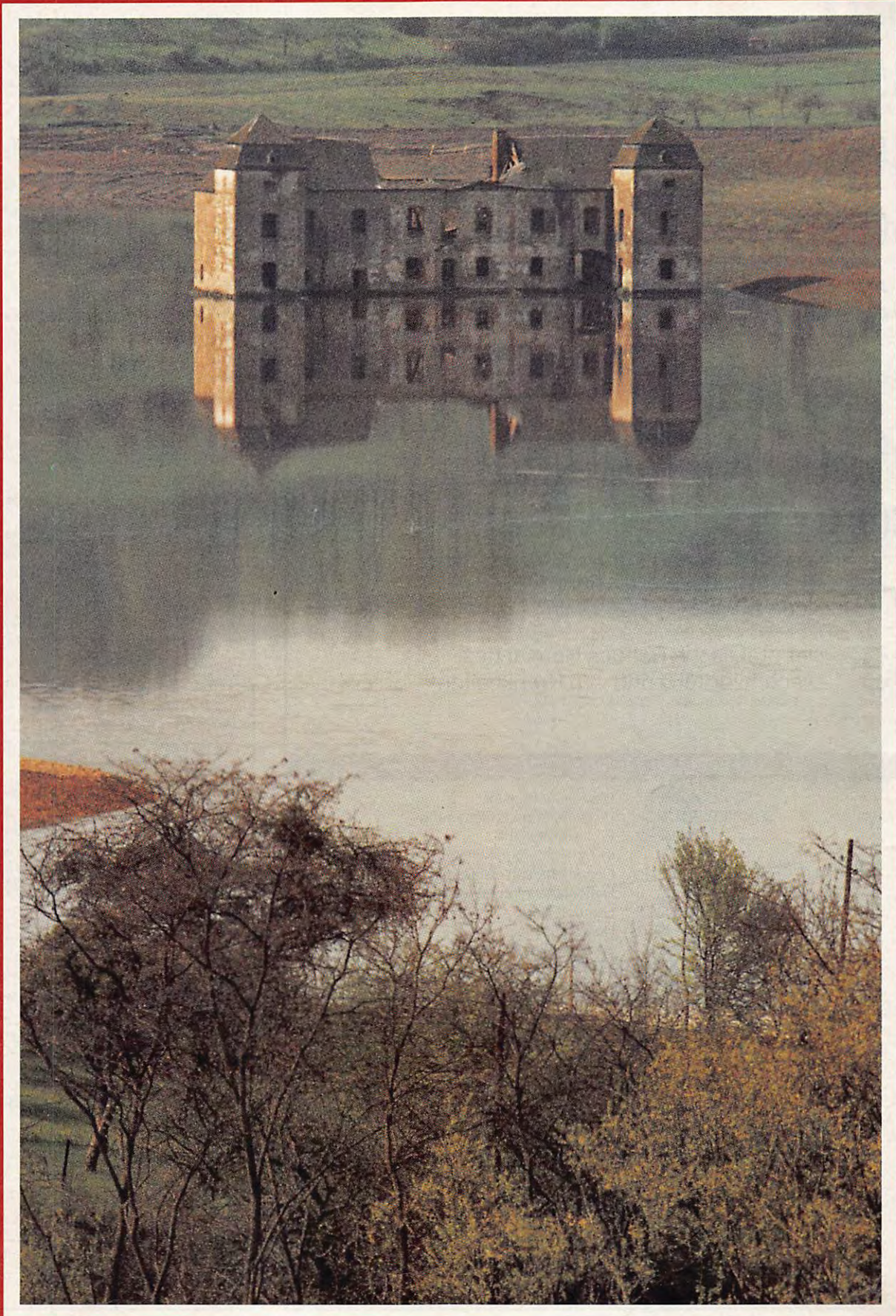


# heimat + mission



372

## INHALT

- |    |   |
|----|---|
| 35 | Der Sonntag   |
| 36 | Echternacher Abtei-Domänen<br>Territoriale Besitztümer                    |
| 50 | Die Kirche Luxemburgs<br>in ihrem Werden, Wachsen und Wirken              |
| 52 | Die Zeit drängt – Bridderlech delen<br>Fasten für Gerechtigkeit           |
| 54 | Demo für Gerechtigkeit<br>Bericht aus Indonesien                          |
| 56 | Geschichte der Kongomission<br>II. Land und Leute                         |
| 60 | Die Erben der Buschmission<br>Kanadischer Brief aus Kamerun               |
| 61 | Heimat und Mission – Info<br>Neue Bücher                                  |
| 63 | Der praktische Rat des Hausarztes<br>Die Schilddrüse und ihre Krankheiten |

### 64. JAHRGANG – MÄRZ 1990

|                            |  |
|----------------------------|--|
| HERAUSGEBER:               | Herz-Jesu-Priester   |
| SCHRIFTLEITUNG:            | P. Jean-Jacques Flammang   |
| BILDER:                    | Prof. Norbert Thill<br>in Zusammenarbeit mit P. Jos. Adam  |
| NACHRICHTENAGENTUREN:      | Documentation et Informations Africaines<br>Dehoniana Informations                                       |
| LAYOUT:                    | Lambert Herr   |
| LITHOS:                    | Repro 55, Trier  |
| DRUCK:                     | Sankt-Paulus-Druckerei AG, Luxemburg   |
| VERLAG UND REDAKTION:      | Heimat und Mission Clairefontaine<br>L-8465 Eischen oder B-6708 Autelbas<br>P. Albert Huberty            |
| VERWALTUNG UND ABONNEMENT: |  |
| ERSCHEINUNGSWEISE:         | 8mal jährlich und 1 Kalender   |
| JAHRESABONNEMENT:          | für Luxemburg und Belgien 350 F<br>für Frankreich 60 FF<br>für Deutschland 25 DM                         |
| TELEFONNUMMERN:            | 22 02 81 oder 22 04 65<br>Vorwahl: aus Luxemburg 00 32 63<br>aus Deutschland 00 32 63<br>aus Belgien 063 |
| ÜBERWEISUNGEN AN:          | Heimat und Mission<br>CCP 13759-82 Luxemburg   |
| COPYRIGHT:                 | HEIMAT UND MISSION   |
| TITELBILD:                 | Das „Löschchenhaus“ in Echternach<br>(siehe Seite 49)  |
| RÜCKSEITE:                 | Maske an der Hauptfassade in Weilerbach<br>(siehe Seite 36)  |

**F**ür uns Menschen des ausgehenden zwanzigsten Jahrhunderts ist es eine Selbstverständlichkeit, daß jeder Sonntag ein arbeitsfreier Tag ist; meistens wird dieser freie Tag noch verlängert durch den freien Samstag oder den freien Montag. Wir geben uns aber kaum Rechenschaft darüber, wo dieses „freie Wochenende“ herkommt. Wenn ich im Religionsunterricht frage, warum wir am Sonntag zur Kirche gehen, ist die erste Antwort fast immer: „Weil wir am Sonntag frei haben“. Daß es genau umgekehrt ist, daß der Sonntag frei ist, weil wir zur Messe gehen, auf diese Idee kommt kaum jemand. Der Sonntag ist zwar im Bewußtsein des heutigen Menschen verankert. Seine Arbeitszeit wird von ihm regelmäßig unterbrochen (bis auf wenige Ausnahmen); er kämpft sogar für seinen freien Sonntag (siehe Gewerkschaftskampagne zur Erhaltung des freien Sonntags in verschiedenen Betrieben), aber der Mensch weiß oft nicht mehr, warum dieser Tag der Woche zum arbeitsfreien Tag wurde. Auch viele Christen wissen nichts von der Bedeutung des Sonntags, sonst würden sie diesen Tag nicht mit allem möglichen vollstopfen, anstatt sich wirklich an diesem Tag an Leib und Seele zu erholen und zu heiligen.

Der Begriff „den Sonntag heiligen“ ist leider aus dem Sprachschatz und somit aus dem Bewußtsein so vieler Christen verschwunden. Dies hängt damit zusammen, daß viele den Ursprung und die Bedeutung des Sonntages vergessen haben. Dazu trägt noch bei, daß auf unseren Kalendern der Sonntag zum letzten Tag der Woche geworden ist; man spricht nur noch vom „Wochenende“. Geht man aber zu den Quellen des christlichen Sonntags zurück, zu den Evangelien, so wird hier nur vom „Ersten Tag der Woche“ gesprochen. Auch in den Texten der erneuerten Liturgie kommt dieser Ausdruck vor. Hier betet der Priester: „Darum kommen wir vor dein Angesicht und feiern mit der ganzen Kirche den ersten Tag der Woche als den Tag, an dem Jesus Christus von den Toten erstanden ist“. In diesem Gebet kommt der ganze Anlaß zur Sonntagsheiligung zum Ausdruck.

Woher kommt nun die Bedeutung und Einmaligkeit des christlichen Sonntags? Für die ersten Christen war dies der Feiertag schlechthin. Sie versammelten sich am „ersten Tag der Woche“ um die Auferstehung Jesu im „Brotbrechen“ zu begehen. Die ersten Christen, die vom Judentum herka-

men, beobachteten bestimmt noch den jüdischen Sabbat, aber für sie wurde der „erste Tag der Woche“ zum „Gedächtnistag“ an die Auferstehung Jesu.

Für den Juden war der Sabbat, der letzte Tag der Woche, der Tag, an dem nicht gearbeitet wurde. Er begründet diesen arbeitsfreien Tag mit der Ruhe Jahwes am Ende der Schöpfung (vgl. Ex 20,11) und damit, daß er Sklave war in Ägypten, und daß Jahwe ihn „mit starker Hand und hochehobenem Arm“ aus „Ägypten, dem Skla-

bat nicht. Im Laufe der Zeit wird auch dies zu einem der Unterscheidungsmerkmale zwischen Juden und Christen. Für die Jesusjünger wird der „erste Tag der Woche“ zum „Feiertag“ ohne jedoch arbeitsfrei zu sein. Sie versammeln sich am Abend oder am frühen Morgen, um das „Gedächtnis der Auferstehung Jesu“ im Brotbrechen zu feiern. Wahrscheinlich fängt diese „Gedächtnisfeier“ kurz nach der Auferstehung Jesu an. Die ersten Zeugnisse, die wir haben, stammen erst aus späteren Jahren, z.B. der 1.

wird man ihm einen längeren Wortgottesdienst vorangestellt haben; als Modell wird der jüdische Synagogengottesdienst Pate gestanden haben.

Von Justin, der um 165 n. Chr. in Rom den Märtyrertod stirbt, haben wir eine Beschreibung eines „sonntäglichen“ Gottesdienstes. Er schreibt:

„An dem Tag, den man Sonntag nennt, findet eine Versammlung aller statt, die in Städten oder auf dem Lande wohnen. Dabei werden die Schriften der Apostel oder der Propheten vorgelesen. Hat der Vorleser aufgehört, so gibt der Vorsteher in einer Ansprache eine Ermahnung und Aufforderung zur Nachahmung all dieses Guten. Darauf erheben wir uns alle zusammen und senden Gebete empor. Wenn wir mit dem Gebet zu Ende sind, werden Brot, Wein und Wasser herbeigebracht . . . der Vorsteher spricht Gebete und Danksagungen mit aller Kraft, und das Volk stimmt ein, indem es das „Amen“ sagt. Darauf findet die Ausspendung statt, jeder erhält einen Teil von den geheiligten Gaben; den Anwesenden aber wird es durch die Diakone gebracht. Am Sonntag aber halten wir alle gemeinsam die Zusammenkunft, weil Jesus Christus, unser Erlöser, an diesem Tag von den Toten auferstanden ist.“

In dieser Beschreibung von Justin kommt zum Ausdruck, mit welcher Begeisterung alle an der Eucharistie teilnehmen. Hier kann man noch nichts von einer „Pflicht“, am Gottesdienst teilzunehmen, feststellen. Dies geschieht erst, als im frühen Mittelalter die Begeisterung für Jesus unter den Christen abnimmt. Jetzt redet man davon, daß ein Christ zur Sonntagsmesse gehen muß. Dies ist leider bis heute so geblieben. Es wäre wichtig, daß die christlichen Gemeinschaften sich wieder auf den Ursprung des Sonntags besinnen würden und sich von der Begeisterung der ersten Christen anstecken ließen. Wer an Christus glaubt, und wer auf die Auferstehung hofft, kann dies nur zum Ausdruck bringen, indem er sich mit den andern Gläubigen am Sonntag trifft, um das Wort Gottes zu hören und das Brot zu brechen. Darum muß unsere sonntägliche Eucharistiefeier wieder zu dem werden, was sie bei den ersten Christen war: die wöchentliche Begehung des Todes und der Auferstehung Jesu, wo alle sich daheim finden, und wo wirklich Eucharistie gefeiert wird, d.h. daß wir Gott danken „mit aller Kraft“ (siehe Justin) für seine Erlösungstat an uns durch den Tod und die Auferstehung seines geliebten Sohnes Jesu Christu.

P. Edy Ahnen SCJ

# Der Sonntag

venland“ befreit hat (vgl. Dt 5,15). Die Herkunft des jüdischen Sabbat liegt im Dunkel der Geschichte. Die Wissenschaftler streiten sich, ob der Sabbat schon in der Wüstenzeit, als Israel noch ein Hirtenvolk war, entstanden ist, oder erst nach der Landnahme, dem Seßhaftwerden. Einiges spricht dafür, daß Israel den Sabbat schon in der Wüstenzeit eingehalten hat und daß die Begründung aus dem Buch Deuteronomium (5. Buch Mose) die ursprünglichere ist. Gott Jahwe gibt seinem Volk Israel einen arbeitsfreien Tag als Erinnerung an sein Sklavendasein in Ägypten. Ein freies Volk soll dies auch in seiner Lebensweise zum Ausdruck bringen. Gott will, daß sein Volk nicht wieder Sklave der Arbeit wird. Das Volk Israel ist das einzige Volk, das eine regelmäßige Zeiteinteilung hat mit der Siebentageweche. Es kann sein, daß die verschiedenen Mondphasen die Hirtenstämme (Israel) dazu brachten, ihre Zeit in Abschnitte von sieben Tage einzuteilen. Wann dies geschehen ist, wissen wir nicht mehr.

Dieses Wochenschema fand auch bei den ersten Christen großen Anklang, allerdings war für sie nicht mehr der letzte Tag von Wichtigkeit, sondern der erste. Wie schon gesagt werden die Judenchristen den Sabbat noch eingehalten haben; die Heidenchristen allerdings übernehmen den Sab-

Korintherbrief ist um 50, das Lukas-evangelium (die Emmauserzählung) um 90 entstanden. Eins ist sicher: für die jungen Christengemeinden ist der „erste Tag der Woche“ schon sehr früh zum Gedächtnistag an die Auferstehung Jesu geworden.

Der „erste Tag der Woche“ war für die ersten Christen von solcher Wichtigkeit, daß er lange – bis ins vierte Jahrhundert – der einzige Feiertag geblieben ist. Dieser Tag war ganz vom Pascha-Mysterium Jesu Christi geprägt, so daß man ruhig von einem wöchentlichen „Osterfest“ sprechen kann. Die Teilnahme der Christen am „Brotbrechen“ war eine Selbstverständlichkeit. Sie waren so von der Auferstehung Jesu geprägt, daß es für sie zum Christentum unbedingt dazugehörte, sich am Sonntag zur Eucharistie zu treffen. Wie dieser Gottesdienst aussah, können wir nicht mehr eindeutig feststellen. Es gab verschiedene Formen; in einzelnen Gemeinden – wie in Korinth – ging dem Brotbrechen ein Sättigungsmahl – auch Agape genannt – voraus. Bestimmt hat man auch aus der Heiligen Schrift, dem Alten Testament, gelesen, besonders die Stellen, die auf den Messias hinweisen – siehe bei Lukas die Emmauserzählung; sehr früh wird man aber auch die Paulusbriefe gelesen haben. Als das „Brotbrechen“ sich langsam vom Sättigungsmahl löste,

Die Farbaufnahmen sind von Prof. Norbert Thill; die SW-Aufnahmen nach Diapositiven von Prof. Thill in Zusammenarbeit mit P. Jos. Adam.



Die Sommerresidenz in Weilerbach wurde 1780 unter Abt Limpach erbaut; sie war bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges bewohnt und befindet sich heute in Privatbesitz.

Die Hauptfassade, nach Echternacher Art von zwei Eckpavillons eingerahmt, wird mit ihren Verzierungen, Masken und Fratzen zu einem steingewordenen Architekturschauspiel. Von dem Gebäude, das zum Schluß des Zweiten Weltkrieges sehr schwer beschädigt wurde und ausbrannte, stehen nur noch die Außenmauern; das vollständig zerstörte Dach wurde inzwischen erneuert. Zur Zeit werden großangelegte Reparaturarbeiten unternommen, um dem Gebäude wieder zu seinem früheren Glanz zu verhelfen. In den Giebfeldern der Eckpavillons befinden sich betonte Rundfenster, die mit Girlandenschmuck umgeben sind. Die Masken sind teilweise so angelegt, daß deren Augen den Besucher zu beobach-



# Echternacher Abtei-Domänen

Territoriale Besitztümer und geistige Ausstrahlung

ten scheinen. Obschon im Innern die Ehrentreppe eingestürzt ist, kann man sich trotzdem einen Eindruck von ihrer feierlichen Anlage machen. Eine steinerne Doppelrampe führt zu einem Zwischenabsatz, von wo aus eine mittlere Holztreppe ins erste Stockwerk führte. Die eingestürzten Decken geben den Blick frei bis zum Dachgebälk; an den Wänden des ersten Stockwerks erkennt man eine aufgemalte Scheinarchitektur. Die Kamine der einzelnen Zimmer wurden vom Gang aus bedient, so daß bei der Bedienung des Feuers die Besucher in ihren Gesprächen nicht gestört wurden. Die riesige Kaminanlage in der Küche, die abzustürzen droht, weist darauf hin, daß hier große Festessen zubereitet werden konnten.





**R**echte Seite oben:  
Die geheime Wendeltreppe  
zu den Kellerräumen, von wo  
aus man durch einen  
unterirdischen Gang  
hindurch zum Untergeschoß  
im Gartenpavillon gelangen  
konnte.

Hinter einem Wandschrank wird eine nach unten gehende, geheime Wendeltreppe sichtbar, die zu den Kellerräumen führte, von wo aus man durch einen unterirdischen Gang unter dem Garten hindurch zum Untergeschoß im Gartenpavillon gelangen konnte. Von hier aus soll es einen geheimen, unterirdischen Gang bis nach Echternach in die Abtei hinein gegeben haben, so daß man unbemerkt von Weilerbach nach der Abtei hätte gelangen können.

Durch ein mit Hormanns Wappen geschmücktes Gartentor gelangt man, an drei Springbrunnen vorbei, zum eben erwähnten Gartenpavillon. Hier fallen die besonders ausgeklügelten Fensterumrahmungen auf. Die Glasscheiben müssen allerdings periodisch erneuert werden, da sie von vorbeikommenden Touristen leider immer wieder als Zielscheibe benutzt werden.

Das außen viereckige Pavillon hat im Innern eine elliptische Anlage. Auch hier, wie im Schloß, führt eine hinter einem Wandschrank verborgene, geheime Wen-



deltreppe ins Untergeschoß, von wo aus es den geheimen, unterirdischen Gang nach der Abtei in Echternach gegeben haben soll.

In den umliegenden Wäldern findet man Überreste des Hüttenwerkes, das seit 1716 hier funktionierte und das von 1788 bis 1794 vom Abteiarchitekten Paul Mungenast verwaltet wurde. Wie ein mahnend erhobener Zeigefinger behauptet sich neben dem Straßenrand ein hochgezogener Schlot gegen die ihn bedrängende Vegetation.

Seit Jahren sind an der Domäne Weilerbach großzügige Renovierungsarbeiten im Gang. Die Anlagen sind von überflüssigem und gefährdendem Baumwuchs befreit. So wird der Blick frei für den Grundriß der riesigen Anlage und die architektonischen Schönheiten kommen besser zur Geltung. Demnächst werden die Arbeiten an der Schloßfassade abgeschlossen sein und sie erstrahlt dann in ihrem früheren Glanz, wobei ein weißer Unterton den steinernen Masken besonderes Relief verleiht.





Zeichnung Aly Beck

## Diesburgerhof

In einigen Kilometern Entfernung vom Dorf Ferschweiler, das in den Annalen der Abtei bereits 751 erwähnt wird, steht der Diesburgerhof, eine Domäne, ähnlich wie in Lauterborn, mit Kapelle. Im Zweiten Weltkrieg schwer beschädigt, erhielt das Gebäude ein neues Dach, wodurch allerdings die Echternacher Fassadenkonzeption völlig zerstört wurde.



## Monaise

Unweit Trier erbauten die Trierer Bischöfe an der Mosel Schloß Monaise auf einem Gebiet, das früher der Echternacher Abtei gehörte und durch Kauf in den Besitz der Trierer Bischöfe gekommen war.







## Ernzen

Über der Eingangstür des früheren Pfarrhauses in Ernzen erkennt man das verstümmelte Wappen des Abtes Hormann.

Auf dem Ferschweiler Plateau findet man auch das sog. „Fraubillenkreuz“, ein Denkmal aus der Steinzeit, das während der Christianisierung dieser Gegend in ein Kreuz umfunktioniert wurde.



## Prümzurlay

Die Herren von Meysemburg, Besitzer des Schlosses von Prümzurlay, erbauten hier im XIV. Jh. eine Kapelle, die im XVI. Jh. zerstört und dann wieder aufgebaut wurde. Die 1957 als Vergrößerung hinzugefügte Rotunde fügt sich vorteilhaft an das alte, historische Gebäude an. In den Gurten des Gewölbes finden wir das Wappen der Abtei Echternach (Schwurhand) sowie das selten dargestellte Wappen des hl. Willibrord (rote Herzen, verteilt auf durch schräge Linien getrennte Kompartimente).

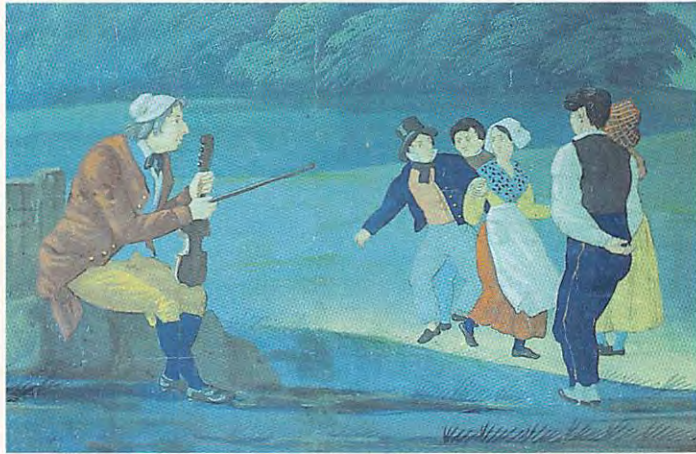


## Dreis

Bereits unter Karl dem Großen berichten die Archive vom Echternacher Besitztum in Dreis. Ab 1774 ließ Abt Hormann, nach Plänen von Paul Mungenast, ein Schloß erbauen, das heute den Grafen von Walderdorff gehört. Genau wie in Weilerbach, folgt die Anlage dem Echternacher Plan mit zwei vorgezogenen Eckpavillons; genau wie in Weilerbach zeigt der Mittelteil eine Theaterarchitektur, mit Maskenköpfen und Fratzensgesichtern, teils mit lustigen Zügen, teils mit schreckhaftem Ausdruck. Im Balkongeländer und im Giebelfeld erkennt man die Wappen des Abtes Hormann, obschon letzteres abgeschlagen wurde. Über dem Balkon befindet sich eine Figur, die die eintretenden Besucher zu beobachten scheint. Die Treppe im Innern, diesmal mit Holzgeländer, ist eine kleine Replik der Treppenanlage im Echternacher Prälatenflügel.

In Dreis befand sich schon in frühen Zeiten eine Hofanlage mit Kirche. Die heutige Kirche wurde unter Abt Hormann erbaut. Am Hauptaltar der Kirche befindet sich das Wappen der Abtei Echternach: Schwurhand, Kreuz und doppelköpfiger Adler.







## Cröv

Der Ursprung des Zehnthofes Cröv reicht bis ins IX. Jh. zurück: 855 schenkte Lothar II. der Abtei Echternach eine Kapelle in Cröv. Im Laufe der Zeit kamen weitere Schenkungen an Ländereien hinzu, die allerdings immer wieder beanstandet wurden, so daß die Abtei sich ihre Besitzansprüche wiederholt von Päpsten und Königen brieflich bestätigen lassen mußte.

Abt Hormann ließ 1764 das jetzige Gebäude errichten; es befindet sich heute in Privatbesitz und wurde hervorragend in einen Gasthof umgewandelt, der den Namen „Echternacher Hof“ erhielt. Der Besitzer ist zu Recht stolz auf seinen „Prälatenwein“.

Die Hauptfassade folgt der dreiteiligen Anlage, aber hier treten die Eckpavillons





nicht hervor; sie werden lediglich durch die Architektur betont. Die optisch ange deuteten Eckpavillons werden oben durch einen Giebelbogen abgeschlossen, der von einem abgeplatteten Rundfenster durchbrochen ist. Im Giebelfeld des Zentralbaus finden wir die Wappen der Abtei und des Abtes Hormann.

Auch am Portal des Innenhofs (der in seiner strengen Anlage an den Innenhof des Abtei-Refugiums in Luxemburg erinnert), deutet das Wappen auf Abt Hormann hin, während das Abteiwappen als Mosaikbild an der Eingangstür zu sehen ist.

Die Innenräume sind hoch feudal eingerichtet: in genau aufeinander abgestimmten Farben vom Mobiliar, von den Tapeten und den Decken mit ihren Stuckornamenten geben sie ein Bild friedlicher Har-

monie. Besonders feierlich wirkt der in eine Atmosphäre von hellem Blau getauchte große Eßraum, das Refektorium. Auf dem Kamin befindet sich eine Synthese der Echternacher Wappen: die Wappen der Abtei und der Äbte Hartz, Schouppe und Hormann. Über den Wappen befindet sich eine Büste, ähnlich wie an anderen Echternacher Wappen und vornehmlich am Rokkopavillon im Park oder am Giebel in Dreis. Nur, hier in Cröv ist es das Porträt des Hausbesitzers! Und warum nicht?

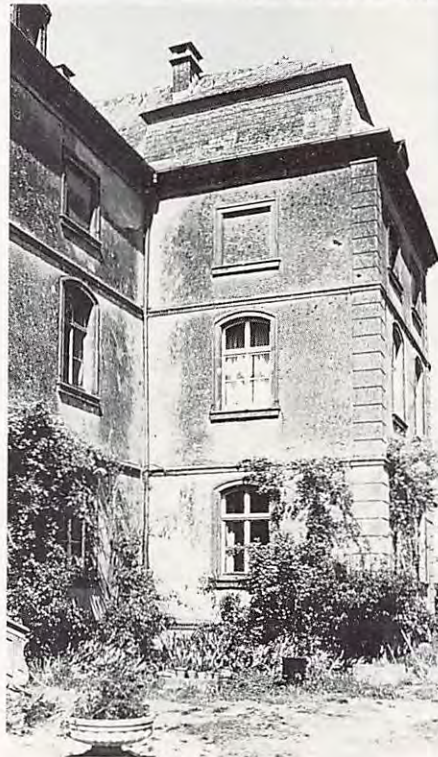
Mit der Kirche von Cröv, die 1725 errichtet wurde, beginnt eigentlich die Bautätigkeit der Abtei im XVIII. Jh. Die hohe Umfassungsmauer gibt dem Kirchenbering klösterliche Atmosphäre; über dem Portal der Umfassungsmauer befindet sich das Wappen der Abtei.



## Berg-sur-Moselle

Dokumente aus den Jahren 880 und 915 erwähnen bereits eine „Villa im Moselgau“ in Berg-sur-Moselle. 1737 erhielt die Domäne ihr heutiges Aussehen. Der ganze Bezirk ist von einer hohen Mauer umgeben, nur die Kirche liegt außerhalb, aber direkt anschließend. In französischen Archiven figuriert Léopold Durand als Baumeister. Doch da die Kirche von Monnerich ähnelt, die 1738 von Sigmund Mungenast erbaut wurde, ist auch Sigmund Mungenast als Baumeister der Kirche von Berg anzunehmen, um so mehr, als über dem Portal des Schlosses das Wappen von Hormann zu erkennen ist.

Die Treppe, mit sehr fein gearbeitetem Geländer (Maître Lambin?) ist in ihrer geschwungenen Form wiederum eine Replik der Treppe im Echternacher Prälatenflügel, genau wie in Lauterborn oder Dreis. Erhalten blieb das Äbtezimmer mit einge-



legtem Fußbodenstern. Mächtig wölbt sich die Küche über dem Herd, wo eine 1709 datierte Taak auf den in Cröv geborenen Abt Benedikt Zender (1694-1717) hinweist. In der Küche gibt es eine bemerkenswerte Besonderheit: in der Küche selbst befindet sich die Schlafstelle des Küchenmädchens, die so angelegt war, daß es von seinem Lager aus das offene Feuer im Herd beobachten konnte. Im Taubenturm sind die Nistkästchen der Tauben erhalten geblieben; von hier aus hat man einen guten Überblick über das domartig zusammengebaute Dachgebälk. In den düsteren, gewölbten Kellern wird immer noch der abgründtiefen Brunnen benutzt, der ein einwandfreies Trinkwasser liefert. Schloß Berg-sur-Moselle ist Privatbesitz und nicht zugänglich.

Obschon die französischen Archive den Bau der Kirche in Berg-sur-Moselle dem Abteiarhitekten Léopold Durand zuschreiben, so ist doch anzunehmen, daß



Zeichnung Nico Klopp



Sigmund Mungenast, sein Nachfolger, die Pläne ausgearbeitet hat oder doch zumindest an deren Ausarbeitung beteiligt war. Denn die Kirche von Berg-sur-Moselle ähnelt derjenigen von Monnerich, die 1738, also ein Jahr später, von Sigmund Mungenast erbaut wurde. Oder soll Sigmund Mungenast in Monnerich die Pläne der Kirche von Berg-sur-Moselle einfach kopiert haben?

Hier wie dort sind die mit Zwiebeln gekrönten Türme ins Kirchenschiff mit einbezogen und die an den Seitenwänden angebauten Strebepfeiler sind mit schrägen Platten abgedeckt. In der Kirche von Berg-sur-Moselle steht eine der schönsten Willibrordusstatuen.

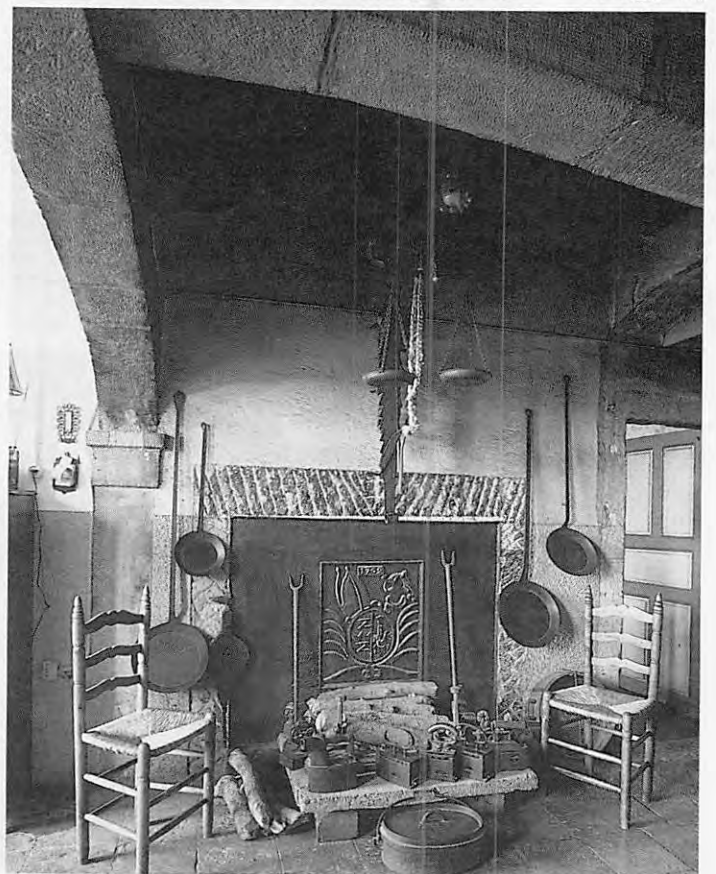






Photo: Prof. Emile Seiler

## „Löschchenhaus“

Es bleibt jetzt nur noch ein Gebäude zu erwähnen, das definitiv der Vergangenheit angehört: das Landhaus in den „Lütschen“, das sogenannte „Löschchenhaus“.

Im Jahr 1676 ließ Abt Philippe de la Neuforge (1667-1684) (der in der Basilika die Kapitelle aushauen ließ) die Wiesen in den „Lütschen“ trocken legen, Bäume pflanzen und den Grundstein legen zu seinem „Lustschloß in den Lütschen“, das als Erholungsheim für die Mönche gedacht war. Das Gebäude bestand ursprünglich nur aus einem Mitteltrakt. 1719 ließ Abt Matthias Hartz das dem Zusammenbruch nahe Gebäude renovieren. In den Jahren 1748/49 ließ Abt Gregorius Schouppe den Bau vergrößern und fügte zwei Eckpavillons hinzu. Um 1775 wurden (unter Abt Hormann oder unter Abt Limpach) die beiden Seitenfassaden mit aufgemalten Fenstern in einer für Luxemburg sehr seltenen Scheinarchitektur versehen.

Nach der Französischen Revolution gelangte das Gebäude in Privatbesitz. Der letzte Besitzer, der zwar gerne vollmundig über kulturelle Werte referierte, hatte das Gebäude ganz dem Verfall überlassen. Nachdem der letzte Pächter – das Löschchenhaus wurde als Bauernhof genutzt – 1963 das Haus verlassen hatte, blieb es unbewohnt. 1969 verkaufte der Besit-

zer, die Familie Bech, das Löschchenhaus zum Preise von 350 000 F an die Echternacher Gemeinde. Von nun an wurde der Verfall beschleunigt. Nachdem schon 1973 zwei wertvolle Kamine aus den Eckpavillons verschwunden waren, wurde am Ostersonntag 1975 der kostbare barocke Wandbrunnen aus der Fassade herausgebrochen und mit in Holland (NL) immatrikulierten Privatautos abtransportiert.

Trotzdem wäre das Gebäude zu retten gewesen, denn gründliche Expertisen ausländischer Fachleute hatten ergeben, „daß das Haus voll stabil sei und problemlos belastet werden könnte“. Deshalb hatte auch das Kulturministerium die notwendigen Summen für eine Renovierung



bereitgestellt. Aber das Löschchenhaus paßte nun einmal nicht in die abstrusen Pläne des Echternacher Bürgermeisters Robert Schaffner, geriet in die Schußlinie der politischen Intrige und mußte folglich verschwinden.

Was jahrhundertlang Sturm und Regen und sogar dem Zweiten Weltkrieg getrotzt hatte, war nun dem Unverstand (um nicht zu sagen der Böswilligkeit) einiger weniger, fragwürdiger Politiker gnadenlos ausgeliefert, und die Bulldozer traten in Aktion: innerhalb weniger Stunden war das Löschchenhaus ausgelöscht, verschwunden! Ein Bild von Prof. Abbé Emil Seiler gibt bloß nur eine Idee von dem, was man alles aus dem Löschchenhaus hätte machen können, und dies sowohl in historischer und kultureller als auch in touristischer Hinsicht! Um so größer ist das Verdienst aller Privatpersonen zu bewerten, die sich um unser Kulturpatrimonium kümmern und oft unter schweren, finanziellen Opfern „eine Zukunft sichern für unsere kulturelle Vergangenheit“. Auf dem Gebiet der Echternacher Abtei denke ich da besonders in tiefer Dankbarkeit an die Besitzer von Lauterborn, Mellickshof, Zehnthöfe von Bech und von Cröv, an die Eigentümer der Schlösser von Christnach, Bettendorf, Bollendorf, Weilerbach, Diesburgerhof, Dreis und Berg-sur-Moselle.

Norbert Thill

# CLAIREFONTAINE

## Clairefontaine wird doch Missionsschule

Ein neuer Hoffnungsschimmer kam mit der Ankunft von Pater François-Louis-Hermann Schnitzler. Im Auftrag seines Obern Pater André von Watersley bei Sittard war er nach Luxemburg gesandt worden, um für das Missionswerk der „Prêtres du Sacré-Coeur“ von S. Quentin „Leute und ein Gut zu gewinnen“.

Hengesch hielt in seinem Tagebuch als Datum den 7. Mai 1889 fest:

„Generalobere (ist) Herr Louis Dehon, alter Mitstenograph des Concils, der 1878 die nun bereits approbierte Genossenschaft gegründet hat, zwecks Verehrung und Sühne des göttlichen Herzens Jesu. Missionen besonders in Ecuador und Argentinien. Zu S. Quentin: un collègue, deux écoles apostoliques, une (maison de) retraite de missionnaires, une maîtrise. In Fayet: une école apostolique; in Foudrain: noviciat; in Reims: usines; in Nazareth: vom 15. Mai an ein Haus zu gründen. In Quito und Carança: Häuser. Servantes du Sacré-Coeur, der Männerkongregation angeschlossen. In Lille: Scholastikat. Monsieur l'abbé Herr, rue de Couteliers. Ich stelle vor, Clairefontaine könne übertragen werden mit den Postulanten, wenn Pères de Sainte-Croix nicht annehmen. Schnitzler, Barthel, Bischof und Präses ganz dafür. Auf Rückweg von Metz und Straßburg soll Schnitzler das Weitere hören. Einstweilen schreibt er an den Obern nach Watersley Plan, ob ich gleich zu Dehon reisen soll, wird erwogen.“

Pater Schnitzler reiste am Mittwoch, den 8. Mai, weiter.

Hengesch wurde zusehends nervöser. Man merkt es an seinen Tagebucheinträgen.

Er will, und will doch nicht, zu Dehon reisen.

Dann wartet er, bis eine Antwort aus Indiana und aus Limburg kommt. Als am 10. Mai 1889 der Superior aus Sittard telegraphierte: „Visitez le supérieur S. Quentin“, schlug Hengesch den Rat von Barthel, bis Pfingsten abzuwarten, aus und fuhr am folgenden Tag „um 4 Uhr ab und kam etwas vor 10 Uhr in S. Quentin an“. Telegraphisch hatte er sich angemeldet. Ein Pater holte ihn per Wagen an der Bahn ab.

Von Dehon wurde er freundlichst empfangen, „rede bis 11 Uhr, ziemlich einig in

allem schon, falls die Patres von Hl. Kreuz absagen“.

Am Montag, den 13. Mai las Hengesch bei den Schwestern in der Rue S. Martin die hl. Messe; der Hausgeistliche war voll des Lobes über die Oberin, Pater Dehon und das ganze Werk. Mit dem General einigte Hengesch sich über die Bedingungen: 3 500 Franken Miete, Übernahme der Steuer und des Unterhaltes. Pater Dehon plante, den Pater Herr mit zwei Knaben hinzuschicken. Um 10.24 Uhr reiste Hengesch ab und kam am Abend gegen 7 Uhr in Luxemburg an. Dem Bischof stattete er sofort Bericht ab. Dieser war sehr befriedigt.

Es war fast ein voller Erfolg.

Dann kamen andere Sorgen. Sollte er an Pater Sorin telegraphieren, um eine Antwort und Entscheidung zu fordern. Oder sollte er Pater Dehon bestellen und ihm Clairefontaine zeigen. Und dann im Falle einer Einwilligung in Notre-Dame in Indiana einfach absagen. Leicht könnte man zwischen zwei Stühlen sitzen.

Für den 20. Mai meldete Pater Dehon sich an. „Er hoffe, die Clairefontainer Sache abzuschließen, dann bald zu beginnen.“

Am Abend des 20. Mai speiste Pater Dehon mit dem Bischof und mit Hengesch. Die Rede drehte die ganze Zeit um Clairefontaine.

Tags darauf besichtigte Pater Dehon das Anwesen, „das ihm sehr gut gefällt, nur vermißt er einige größere Räumlichkeiten; für den Anfang aber alles hinreichend gut“.

Bereits am 22. Mai wurde der Mietkontrakt unterschrieben von Pater Dehon, von der Mutter Clara und der Schwester Rosa-Maria von Spee. „Diese sind höchst froh und befriedigt. Clairefontaine will Dehon unter den Schutz von ‚Notre-Dame du Sacré Coeur‘ stellen. Nachbild der ‚Mater misericordiae‘ bestellt. Miete auf 3 500 Franken, Steuern übernommen; Unterhalt des Hauses; auf 3, 6, 9 Jahre; 3 Monate Kündigungsfrist; Anfang auf den 13. Juni, Fest des hl. Antonius von Padua, Donnerstag nach Pfingsten, im Herz-Jesu-Monat bestimmt. Um 9 Uhr reist Barthel mit Dehon nach Namur, um alles mit dem Ordinariat abzumachen.“

Auf dem Weg nach Namur unterließ J. P. Barthel nicht, auf die dornenvolle Geschichte der Limpertsberger Dominikanerinnenegründung aufmerksam zu machen. Vertrauen um Vertrauen. Pater Dehon teilte ihm mit, „was er zu erdulden hatte; eine Schwester hatte Mitteilungen gehabt,

## Die Kirche Luxemburgs

### in ihrem Werden, Wachsen & Wirken

#### Fünftes Kapitel

**JOHANN-JOSEPH KOPPEL**  
(1843-1918)  
von Jean Malget, Ehleringen

die er benutzte. Wegen eines Rosenkranzes vom hl. Herzen trat Sallua heftig gegen ihn auf. Sein Bischof hatte auch ein wenig geklagt. Da kam Befehl, die Genossenschaft zu sprengen. Der Bischof eilte selbst nach Rom, um diesen Beschluß rückgängig zu machen, was auch geschah. Dehon ging auch selbst nach Rom. So (wurde die) Genossenschaft gerettet. Jene Schwester wurde entfernt, lebt noch heute, von Dehon getrennt, in Daundorf. Dehon (hat) Vertrauen in unsere Sache.“

Und schon dachte Hengesch daran, „an Fallize (zu schreiben) über die Clairefontainer Affäre und ihm zu empfehlen, für Norwegen zuzugreifen“. Fallize griff zu. Teilweise ist die Korrespondenz mit Dehon erhalten. Aber sie führte zu nichts.

Am 25. Mai erhielt Hengesch einen Brief, in dem Dehon seine Freude über seine Reise ausdrückte und Pater Herr und Feuillon als Obere für Clairefontaine ankündigte. Zudem erbat Pater Dehon sich Auszüge aus den Briefen von Bischof Schumacher. Er wollte sie in seiner Revue verwerthen.

Am 27. Mai kamen gleich drei Briefe, die wohl für Clairefontaine manches Erfreuliche brachten, aber zugleich Hengesch in Verlegenheit setzten. Ein Brief von Bischof Schumacher brachte die erwarteten Statuten. Er erklärte sich einverstanden, daß Clairefontaine an die Väter des Hl. Kreuzes kam, sofern Südamerika nicht als Stiefkind von ihnen behandelt werde.

Ein Brief von Cahensly meldete, daß „er in Wien und Budapest bei den geistlichen Mitgliedern des Abgeordnetenhauses große Teilnahme für das Clairefontainer Werk gefunden“.

Der dritte Brief kam aus Rom von Pater Franciscus: „Nun seien 100 000 Franken

# eine Quelle der Klarheit und der Wahrheit

angeboten worden; Pater General möchte jetzt Clairefontaine ankaufen.“

Wie wäre die Reaktion von Herrn Hengesch ausgefallen, hätte nicht Schwester Clara Moes ihre Ansicht bekundet, sie bleibe bei den „Prêtres du Sacré-Coeur“. Auch Bischof Koppes stimmte in diese Richtung. Am 28. Mai meldete Hengesch das Haus von Clairefontaine an Pater Franciscus ab.

Soll es ihm leicht ums Herz gewesen sein?

Pater Dehon teilte am 6. Juni mit, zwölf Schüler dürften angenommen werden. Er selber habe „schwere moralische Leiden seit einigen Tagen. Das sei aber ein gutes Zeichen“.

Am 12. Juni 1889 kam Pater Herr aus S. Quentin und Bruder Wenceslaus Otto von Watersley in Luxemburg an. Nachmittags reiste Hengesch mit den beiden nach Ettelbrück, wo sie die Bahn der Attert-Linie bis Eischen nahmen. Es herrschte „regnerisches Wetter“.

Am Abend wurde das Verzeichnis der Postulanten aufgestellt. Leider fehlen uns die Namen der Kandidaten.

Die Begeisterung für Clairefontaine war allgemein groß. Herr Barthel kaufte in Namur für 400 Franken ein Harmonium für die Kapelle. Ein Pfarrer schenkte 12 Bänke, wohl auch für die Kapelle.

Unter dem Datum vom 2. Juli 1889 vermerkt Hengesch die Ankunft in Clairefontaine der Knaben Graaf, Haubrich, Reuter und Keyser. Wir wissen, daß bereits am 2. Mai 1888 Pfarrer Keipes aus Perlé seine vier Knaben gemeldet hatte, „die studieren wollten“. Waren sie damals noch nicht gekommen oder umständehalber für eine kurze Zeit wieder nach Hause zurückgekehrt?

Ob Hengesch selber „seine drei ersten“ in Clairefontaine einführte, kann nicht durch sein Tagebuch belegt werden. Er weilte in Arlon bei Michaelis „bezüglich der Konferenz für Sonntag“, als die vier Knaben in Clairefontaine ankamen. An diesem 2. Juli 1889 waren bereits „drei Schwestern da, von denen aber eine wieder abreiste“.

Seit dem 6. Juli war Pater Dehon in Clairefontaine. Am 8. Juli war er mit Pater Herr und Professor Hengesch beim Stadtdechanten Bernard Haal zu Gast.

Am zweiten Sonntag im Monat Juli hielt Hengesch in Clairefontaine die hl. Messe und predigte. Dann entschied er für das Wegräumen der Klausurwand und stellte „einen Plan auf zum Übergang von der

Miete zum Ankauf, um freier verfügen zu können“.

Die Einkünfte für Clairefontaine wurden in Aussicht gestellt: von Cahensly 1 000 Franken; vom St.-Raphael-Verein 2 000 Franken. „Der Ludwig-Missionsverein will noch abwarten, ob in Clairefontaine nach deutschem Sinne gearbeitet werde“.

Es war verständlich, daß in Clairefontaine nach der Vorlage von S. Quentin und in französischer Sprache der graue Alltag sich abspielte. Deswegen kam es fast zu einer kleinen Hausrevolte. Pater Herr mußte sich den Verweis von Hengesch gefallen lassen und „deutschen Wesen zu pflegen“, sich bemühen (Tagebuch, 17.7.1890).

Trotz aller Krisenphasen scheint das Werk in Clairefontaine rasch zu wachsen. Am 20. Juli 1889 sind bereits 23 Personen, 5 Schwestern, 3 Postulantinnen und 8 Schüler anwesend.

Frater Wenceslaus (Franz-Heinrich Otto) empfing am 27. Juli 1889 in der Kathedrale die Tonsur und die vier niederen Weihen. Am 7. September 1889 wurde Frater Gertrudius (Joseph Zilles) tonsuriert. Am 22. Oktober 1890 konnte Bischof Koppes sogar 5 Aspiranten die Tonsur und einem die niederen Weihen in Clairefontaine erteilen.

Im Tagebuch von Hengesch steht unter dem Datum des 16. August 1889 eine kleine Notiz, über die man leicht hinweg sieht, als wäre es eine „Meldung in zwei Zeilen“. „Marie Flammang bringt mir die Witwe Philippe-Speier, die ihren Sohn Joseph für Clairefontaine empfiehlt“. Dieser junge Student vom Jahre 1889 wird einmal der erste Nachfolger des Stifters und der vierte Bischof von Luxemburg sein. Rückwärts blickend konnte Pater Joseph Philippe sich erinnern, daß er „am 24. August im Luxemburger Seminar vor Professor Hengesch, den Rektor Herr eigens dazu beauftragt hatte, um dem Knaben aus dem Rollingergrund die weite und umständliche Reise nach Clairefontaine zu ersparen, sein Aufnahmeexamen machte und vor Müdigkeit und Aufregung vor dem ‚hohen Herrn‘ beinahe die Sprache verloren hatte“.

In seinem Tagebuch hält Hengesch fest, er sei am Freitag, den 23. August nach Clairefontaine gereist, „des Berichtes wegen“. Cahensly hatte nämlich von Hengesch einen Bericht über Clairefontaine verlangt, „weil er eine Resolution zu dessen Gunsten auf der Katholiken-Versammlung in Bochum veranlassen will“. In Clairefontaine wurde mit Rektor Herr

„abgemacht, was zu versuchen sei, um Mittel zu finden. Er drängt Pater Dehon, daß er dem in S. Quentin anwesenden Obern von Sittard empfehle, uns Geld oder einen seiner drei ‚quêteurs‘ zu leihen“.

Am 24. August ist der Bericht fertig und wird nach Bochum an Cahensly versandt. „Bis jetzt 11 Schüler, weitere 9 Aufnahmen zugesagt, weitere 8 bis 10 warten“.

Am 28. August 1889 zog ein junger Mann in Clairefontaine ein, der eine der ersten Stützen der Schule werden sollte: Joseph Thoss aus Mersch, wo er am 22.9.1866 geboren wurde. Im Priesterseminar in Luxemburg bereitete er sich auf die Priesterweihe vor, die er am 10. August 1889 empfing.

Wahrscheinlich durch den Mitschüler Luis Rafael Escalante beeinflusst, war er bereits vor seiner Weihe in brieflichen Verkehr mit Bischof Schumacher getreten. Zwei Tage nach der Weihe kam in Luxemburg ein Brief aus Südamerika vom 3. Juli an, in welchem der Bischof Hengesch ins Bild setzte, daß er gesinnt sei, Joseph Thoss in seiner Diözese anzunehmen. Am Dienstag, den 13. August hatte Hengesch wenig Zeit. Er mußte mit Pater Herr nach Rodingen fahren, um nach Möbeln sich umzuschauen, denn am Vortag hatte Pfarrer Gloden den Aktionärskontrakt unterzeichnet.

Am Mittwoch besprach Hengesch und Präses Schmitz den Plan von Thoss. Beide waren einverstanden, daß der Neupriester in Clairefontaine anfangen.

Weil Joseph Thoss noch nicht in die Kongregation der Herz-Jesu-Patres eingetreten war, kam es zeitweilig zu internen Schwierigkeiten zwischen ihm und Bruder Wenceslaus. Dieser warf dem Weltgeistlichen vor, er „arbeite nicht für die Kongregation“. In der Tat war das Ideal von Thoss stets gewesen, in der Mission in Ecuador zu arbeiten. Er stand in regem Briefwechsel mit Bischof Schumacher, der ihm geraten hatte, er „solle einstweilen noch warten mit seinem Eintritt in die Kongregation“. Das war am 6. März gewesen. Als er Hengesch mitteilte, er wolle am 19. März in die Kongregation eintreten, „aber nach Ecuador ziehen, wenn Clairefontaine aufgegeben würde“, beruhigte Hengesch ihn und versuchte ihm am 14. März 1890 zu bewegen, „an die Kongregation sich ruhig anzuschließen“. Was dann auch geschah. Pater Joseph Thoss wurde Rektor in Vallendar am 6.12.1899 und starb am 2.3.1910 in Berlin.

**D**ie Zeit drängt!" – das diesjährige Leitmotiv der Fastenaktion der Erzdiözese Luxemburg will, im Einklang mit der Ökumenischen Vollversammlung in Basel (Mai 1989), zum tätigen Erwachen aufrufen angesichts der drohenden Zerstörung unserer Umwelt, die wiederum eng verstrickt ist mit der strukturellen Ungleichheit zwischen Nord und Süd und dem scheinbar unaufhaltsamen Weltrüsten in allen Teilen der Welt.

„Nie wieder die Sintflut“ – der Satz stammt aus der Geschichte Noahs und umschreibt das Versprechen Gottes, der mit seinem Volk ein Bündnis wagt. Das Einlösen dieses Versprechens fällt uns Menschen zu; wir alle tragen Verantwortung für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung.

Diese Herausforderung begegnet nun aber häufig beim einzelnen einem Gefühl der Ohnmacht, das seinerseits der Resignation Platz macht. Was kann der einzelne schon tun? Wir glauben uns überfordert!

Hier gilt es, in Gemeinschaft mit anderen, sich auf die Suche zu machen nach kleinen, aber wirksamen Schritten, die der Resignation entgegenwirken und zu einem realistischen Engagement verhelfen können.

Einer dieser kleinen Schritte könnte das Fasten sein. Fasten – ein traditionsgeladenes Wort, war es doch seit jeher ein fester Bestandteil der christlichen Spiritualität. Ein verpönte Wort, bedeutet es doch für viele eine überholte Verneinung des „Lustprinzips“ einer auf Konsum ausgerichteten Gesellschaft.

Fasten kann aber mehr sein als eine bloße Abwendung von weltlichen Freuden, oder eine Schlankheitskur, die ohnehin fällig war. Fasten kann zu einem Prozeß der Lebenserneuerung werden, einer körperlichen und seelischen Entschlackung, bei der die Zielsetzung eine maßgebende Rolle spielt. Die beim Fasten eingeübte Enthaltensamkeit hat nichts mit Passivität zu tun, sondern entwickelt eine eigene Dynamik, welche uns neue Wege erschließen kann.

So kann das Fasten hinführen zu einer größeren Solidarität mit unseren Mitmenschen, besonders den Bedürftigsten unter ihnen. Wer einmal richtig fastet (über einen vereinzelt „Suppentag“ hinaus), der mag das erfahren, was Lanza del Vasto, ein Schüler Gandhis, folgendermaßen ausdrückte:

„Wer fastet, wird durchsichtig. Die anderen werden für ihn durchsichtig. Ihre Schmerzen treten in ihn ein, und er ist wehrlos gegen sie. So möge denn der

Mensch, der nicht will, daß die Nächstenliebe ihn verzehre, alle seine Sinne durch gutes Essen verstopfen.“

„Bridderlech Delen“ bietet im folgenden den Pfarreien und anderen christlichen Gemeinschaften ein paar – bescheidene – Vorschläge an, um auf beschränkter, konkreter Ebene den Zusammenhang zu erfahren zwischen Verzicht und Teilen, Loslösen und solidarisch sein, Beten und Handeln, Haben und Sein. Es ist klar, daß diese Vorschläge über das Mindestmaß hinausgehen, das von der katholischen Kirche für die Fastenzeit angesagt wird; dieses wird hier nicht aufgehoben, sondern in einen sinnvollen Kontext gestellt.

### 1. „Freitagsfasten“

Man kann regelmäßig (Aschermittwoch, freitags in der Fastenzeit, in der Karwoche . . .) zu Hause allein, mit dem Partner oder als ganze Hausgemeinschaft fasten. Man kann sich hier mit einem Suppentag begnügen, oder ganz auf feste Nahrung verzichten, wobei die folgenden Punkte zu beachten sind:

- 1) Nichts essen, nur trinken, soviel der Durst begehrt: Tee, Fruchtsäfte, Gemüsebrühe, Wasser . . .
- 2) Weglassen, was nicht notwendig ist (Nikotin, Alkohol, Süßigkeiten, Kaffee, sogar Medikamente, insofern sie wegbleiben dürfen)
- 3) Sich vom Rummel lösen und sich konzentrieren auf das, was einen zum Fasten veranlaßt hat – also keine Reizüberflutung durch Radio, Fernsehen . . .
- 4) Locker bleiben, sich nicht verkramphen; dieses Zeichen der Solidarität setzen ohne Druck auf andere.

Für den gesunden Erwachsenen ist Fasten unbedenklich. Falls Sie Zweifel haben, besonders bei mehrtägigem Fasten, den Hausarzt vorher fragen!

Diese Form des Fastens wird besonders sinnvoll, wenn es im Rahmen eines Gesprächs zu einem Austausch kommt über die Erfahrungen des einzelnen beim Fasten.

**Fasten ist ein Bekenntnis der eigenen Ohnmacht und befreit uns von Bindungen, die uns fesseln.**

### 2. Das einfache Mahl

In der Pfarrgemeinschaft kann man (wie schon mancherorts üblich) einen oder mehrere sog. „Suppentage“ oder „Reistage“ veranstalten, d.h. eine einfache Mahlzeit (Suppe, oder Reis, oder Brot mit Käse . . .) gemeinschaftlich gestalten, nicht nur zum Spendensammeln (Bridderlech Delen freut sich natürlich über jeden Beitrag!), sondern auch, um sich als Gemeinschaft bewußter zu werden über die Tatsache, daß unsere Eßgewohnheiten etwas zu tun haben mit der gerechten Verteilung der Güter und dem sorgsamem Umgang mit der Schöpfung. So meint Pfarrer Gerhard Liedke:

„Die einfache Mahlzeit als ökologische Symbolhandlung ersetzt nicht Aktionen und nicht die Umbesinnung und das Umdenken. Sie könnte aber ein Baustein zur Schaffung eines ökologischen Klimas sein, zu dem gerade wir Christen auf der Suche nach einem neuen Umgang mit der Erde beitragen können.“

---

## Fasten für Gerechtigkeit

---

**Fasten verbindet uns mit der Gemeinschaft der Glaubenden und öffnet uns dem Geist Gottes.**

### 3. Ein „Fasten-Wander-Tag“

Es handelt sich hier um ein anspruchsvolleres Angebot, das genügend Zeit (einen ganzen oder wenigstens einen halben Tag) und eine gewisse Ausdauer und Motivation erfordert. Es geht im wesentlichen darum, allein oder als Gruppe den Tag zu verbringen ohne feste Nahrung (etwa mit Ausnahme von Äpfeln), im Wechsel von Spazierengehen (jeweils ungefähr eine Stunde) und Anbetung/Bibelmeditation, bzw. Gruppenaustausch. Der Tag kann abgeschlossen werden durch eine Eucharistiefeyer und/oder eine einfache gemeinsame Mahlzeit, wo Eindrücke ausgetauscht werden können.

Im Rahmen der diesjährigen Fastenaktion könnte man z. B. das Thema „Bäume bedeuten Leben“ in den Vordergrund einer solchen Aktion stellen. Der Spaziergang – vorzugsweise im Wald – wird hier unterbrochen durch „Stationen“. Am Anfang steht eine Meditation über den biblischen Schöpfungsbericht, später werden Informationen gegeben und Geschichten und Gedichte gelesen, die von der Verantwor-

# Bridderlech Delen

Faaschtenaffer 1990



**DIE ZEIT DRÄNGT**  
PLUS JAMAIS LE DÉLUGE

CCP 3650-61 Archevêché Lëtzebuerg – Bridderlech Delen

Ged. Anton Blag Surin  
© 1988 SAINT PAUL

zung des Menschen über Grenzen und Kontinente hinweg handeln.

„Wenn alle Völker den Rat des Fastens annähmen, um ihre Fragen zu regeln, würde nichts mehr verhindern, daß tiefster Friede in der Welt herrsche; die Völker würden nicht mehr gegeneinander aufstehen, und die Heerscharen würden einander nicht mehr in Stücke hauen . . . Das Fasten würde alle lehren, die Liebe zum Geld, zu überflüssigen Dingen und, im allgemeinen, die Neigung zu Feindseligkeiten aufzugeben.“

Kirchenvater Basilius der Große

**Fasten ist ein Mittel für gewaltfreie Konfliktlösung.**

**Fasten betrifft den ganzen Menschen, seinen Körper, seine Seele, seinen Geist.**

## 4. Erfahrungen mit dem Fasten

Der Fastengedanke sollte in der vergangenen Fastenzeit in unserer Familie zum Anliegen gemacht werden. Meine Befürchtungen, die Kinder – fünf, sieben, neun Jahre – könnten das alles nicht begreifen, erwiesen sich bald als unbegründet (. . .). Der Beschluß der Kinder zu fasten war höchst einfach:

1. Andere haben zu wenig zu essen, wir haben mehr als genug. Wenn wir weniger essen, können wir beim Einkaufen Geld sparen und es verschenken.

**Fasten ist eine Form der Nachfolge Jesu auf seinem Kreuzweg.**

2. Es ist ungerecht, daß manche viel und so viele zu wenig haben. Wir wollen helfen, alles etwas gerechter zu teilen.

Das Fasten wurde für die gesamte Fastenzeit beschlossen, und wir nahmen es alle sehr ernst. Wir wollten zusammen fasten, nicht jeder für sich. Deshalb gestalteten wir unseren Eß Tisch besonders schön:

Blumen, Kerze und ein Blatt Papier. Das Papier war sehr wichtig. Für jeden wurde aufgeschrieben, wie er fasten wollte. Da stand zum Beispiel: Wir verzichten auf:

Meckern über das Essen

Limo und Saft

Nachtsch

Wurst und Fleisch

Kaffee, Zigarillos, Wein, Bier

Teil des Taschengeldes . . .

Hinter jedem Vorsatz stand ein oder mehrere Namen von uns. Einige Vorsätze waren allgemein für die Familie gültig, andere individuell. Auf dem Blatt war ein großer Korb gemalt. In dem Korb wurden besondere Ereignisse eingetragen. So war der Korb bis Ostern gefüllt mit für uns wichtigen Notizen (. . .).

Das gemeinsame Fasten in der Familie gelang über die gesamte Fastenzeit sehr gut. Da wir den gemeinsamen „Fasten-treffpunkt“ Eß Tisch hatten, regelmäßig den Fastenkalender lasen, gemeinsam Anregungen in der Gemeinde aufnahmen, gemeinsam überlegten und planten, klappte auch die gegenseitige Unterstützung erstaunlich gut. Jeder akzeptierte die Anstrengungen des anderen.

Ulla Grysar

(Misereor-Fastenkalender 1988)

E. OSBORNE-WERNER

Ideen entnommen aus:

- Werkheft '89. Oekumenisches Kursbuch zur Aktion '89 „Die Zeit drängt“. Fastenopfer/Brot für Brüder (Schweiz).
- Misereor – Fastenkalender 1988.
- Misereor – Arbeitsheft 1989: Der Weg entsteht beim Gehen.
- „das Thema“ 26/84, DKV, München.

**BRIDDERLECH DELEN**



CCP 3650-61

Den Armen und Schwachen dienen ist einer der Schwerpunkte der Dehonianer. Er beseelt ihre Arbeit und ihren Eifer. Durch Arbeit und Gebet wollen sie ihnen dienen und behilflich sein, besonders denen, die an den Rand der Gesellschaft gedrückt werden. Der Appell des Stifters Pater Dehon an die Mitglieder seiner Kongregation: „Propheten der Liebe und Diener des Friedens der Menschheit und der Welt in Christus zu werden“ ist auch heute noch aktuell. Christus selbst hat an den Freuden und Leiden teilgenommen und sich den armen und kleinen Leuten gleichgestellt. „Ich sage euch: Was ihr für einen meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir angetan“. (Matth. 25/40) Dieses Christus-Wort, in der Lebensregel der Dehonianer festgehalten, ist der Motor, der diesen Ordensleuten den nötigen Dienstifer für die Armen und Schwachen gibt.

Im Jahre 1969 faßte der indonesische Staat den Entschluß, im Serang-Tal in Mittel-Java einen Stausee, genannt Kedungombo, für ein internationales Freizeit- und Rekreationszentrum zu bauen. Gleich wurde, in Zusammenarbeit mit der niederländischen Baugesellschaft Nedeco, mit den Vorbereitungen begonnen, und im Jahre 1976 waren sie so gut wie abgeschlossen. 723 Millionen Kubikmeter Wasser sollte er fassen und eine Oberfläche von 6000 Hektar haben, an der Dammmauer 90 Meter tief sein. 37 Dörfer sollten überschwemmt, in anderen Worten, etwa 5000 Familien obdachlos werden.

Zum Vergleich und als Anhaltspunkt: unser Stausee in Esch/Sauer hat eine Fläche von 380 Hektar, ist am Damm 46 Meter tief, und wenn er ganz gefüllt ist, enthält er fast 60 Millionen Kubikmeter Wasser.

Am 14. Januar 1989 weihte der Minister der öffentlichen Arbeiten Radinal Mochtar den Stausee Kedungombo ein. Das Wasser erreichte an jenem Tag bereits die Höhe von 64,36 Meter. Mehrere Dörfer waren dem Wasser bereits zum Opfer gefallen. Die auf Hügel gebauten Orte waren durch das Stauwasser Inseldörfer geworden und von der Umwelt abgeschnitten. Trotz Drohungen mit Gefängnisstrafen weigerten sich 8841 Einwohner radikal, ihr Haus oder ihre Hütte zu verlassen. Für sie ging es ums Überleben. Verteidigung und Hilfe hatten diese Ausgebeuteten bitter nötig. Ihr Helfer und Verteidiger wurde der katholische Priester Mangunwijoyo, genannt Romo Mangun. Er startete eine Aktion gegen die staatliche Kreisleitung Boyolali.

Hier der Bericht eines jungen indonesischen Dehonianers, der dabei war.

Am 14. März 1989 fühlten die jungen indonesischen Dehonianer sich verpflichtet, den javanischen Priester, Architekten

## Bericht aus Indonesien

# **Demo für Gerechtigkeit Auch junge Dehonianer demonstrierten mit**

(hat im Jahre 1966 in Aachen (D) sein Architektenexamen gemacht) und Dichter Mangunwijoyo in seiner Aktion gegen die staatliche Kreisleitung zu unterstützen.

Bereits seit Monaten war der Fall Kedungombo Nummer eins in den Zeitungen und Medien, und erst recht, als Romo Mangun sich für das unterdrückte Volk einsetzte, besonders aber für die Schulkinder, die kein Schulgebäude mehr hatten, weil es meterhoch unter Wasser stand. Mehrere Reaktionen kamen sowohl von der Bevölkerung als auch vom Staat. Was das Einschreiten von Romo Mangun betrifft, gab es Pro- und Kontrastimmen. Die Kreisleitung bekämpfte öffentlich den Priester, der Gouverneur Mittel-Javas verbot ihm sogar, das Gebiet Kedungombo zu betreten und den Leuten zu helfen. Grund des Statthalters: die Lage der Bevölkerung von Kedungombo ist nicht die, wie sie in den Zeitungen und Medien beschrieben wird. Die Kinder besuchen die Schule genau so wie früher.

Stimmte das? Die jungen Dehonianer, zusammen mit anderen Ordensleuten, wollten sich an Ort und Stelle von der Lage überzeugen.

Kedungombo und die überfluteten Felder liegen etwa 28 Kilometer nördlich der Stadt Solo. Vor der Überschwemmung war dies eine sehr fruchtbare Gegend. Die Bauern konnten von der Reisernte leben; darum sträubten sie sich auch mit Händen und Füßen, das Gebiet zu verlassen, sogar als es unter Wasser stand. Die paradiesschöne Hügel- und Tälerlandschaft war nur mehr eine Erinnerung. In diesem von Verbrecherhand geschaffenen See lugten einige kleine Inseln heraus, auf denen die Bewohner ganz vom Land abgeschnitten lebten.

Bereits im Jahre 1985 wurde mit dem Bauen des Freizeit- und Rekreationszentrums Kedungombo begonnen. Im Jahre 1986 wurden die Bewohner gezwungen, einen Entschädigungsvertrag zu unterschreiben. Ein Teil der Eigentümer weigerte sich, weil der Entschädigungspreis unter dem wirklichen Wert lag. Sie fühlten sich ungerecht behandelt. Von der Kreis-

leitung vorgeladen, wurden sie als Gegner und Verzögerer des Zentrums angeklagt. Da sie keinen Ausweg mehr wußten, flüchteten sie in den Wald; nur selten kamen sie nach Hause. In ihren Verstecken und auf den noch nicht überschwemmten Feldern lebten und schliefen sie, um so dem Verhör und dem Druck der Kreisleitung zu entgehen.

Um einen Aufstand zu verhindern, wurden Milizionäre nach Kedungombo geschickt. Das Geschwür platzte, als bekannt wurde, daß Romo Mangun von der Kreisleitung die Erlaubnis bekam, den hungrigen Kindern zu helfen.

In Wirklichkeit war der Priester Mangun am Anfang nur sehr oberflächlich eingeweiht und unterrichtet worden. Seinem Sagen nach gehört das Gebiet eigentlich Alap-alap Sanber Nyowo und hat also noch Beziehungen mit dem Kraton (Sultanshof), so daß sogar dieser ihn um Hilfe bat. Es scheint, daß der Kraton mit dem Vorgehen der Kreisleitung nicht einverstanden war.

Anfänglich hatte die Kreisleitung jede Form von Hilfe für die Bewohner, die weiter hartnäckig aushielten, verboten. Es kam zu Spannungen – viele Leute waren für Romo Mangun – zu Demonstrationen der Universitätsstudenten in Jogjakarta und Mittel-Java. Romo Mangun versuchte mehrere höhere Instanzen für sich zu gewinnen. Nach diesem heftigen und totalen Einsatz begann die Kreisleitung eine andere Haltung anzunehmen. Der Bevölkerung wurde erlaubt, den Leuten auf den kleinen Inseln zu helfen. Aber leider war es schon ziemlich spät; die Lage war katastrophal im Vergleich zum Beginn der Aktion von Romo Mangun.

Obschon die Kreisleitung bereits die Erlaubnis gegeben hatte, die bewohnten Behausungen zu besuchen, verboten die Milizmänner jede Form von Kontakt und Hilfe. Es gab keine Zusammenarbeit und Übereinstimmung der beiden Instanzen: Miliz und Kreisleitung. Darum wurden auch die Lebensmittelhilfe, die Nachen und Kähne, die Romo Mangun zusammengebetzelt hatte, verweigert.

Trotz allem Widerstand gab er die Hoffnung nicht auf. An einem sonnigen Sonntagmorgen rief er die Studenten, die Ordensmänner und -frauen zu einer Demonstration auf. Auch elf junge Dehonianer folgten dem Appell; zusammen mit anderen Gleichgesinnten nahmen sie an der Demonstration und Hilfeaktion teil. Die Priesterkandidaten und die Universitätsstudenten kümmerten sich um den Transport der Nachen, Kähne und des Motorbootes. Vom Stadion der Stadt Sumber Lawang bewegte sich der Demonstrationzug zum Berg Kemuskus, einem bekannten Touristenort. Ungefähr 175 junge Leute machten mit.

Von der Kreisstadt bis zum Berg Kemuskus marschierten die Demonstranten ohne Romo Mangun. Mit Absicht! denn die Demonstration sollte Erfolg haben. Als die Demonstranten am Ortseingang ankamen, der durch die Milizsoldaten bewacht wurde, machten sie Halt und warteten auf Romo Mangun und mehrere Studenten, die mit einem Autobus von der Großstadt Solo herkamen. Nachdem alle zu Mittag gegessen hatten, übernahm er die Leitung der Demonstration. Die Studentinnen und Ordensfrauen marschierten an der Spitze; hinter ihnen die Träger der Nachen, Kähne, Lebensmittel und Kleider. Die alten, bekannten Nationallieder der Rebellen gegen die frühere holländische Kolonialregierung, wie: Indonesia Raya (Groß-Indonesien), Mahu Tak Center (Vorwärts ohne Zittern) wurden angestimmt und gesungen. Vorwärts, zittere nicht, um die Wahrheit zu verteidigen, hieß die Parole der Demonstranten. Es war ergreifend. Die Milizionäre gaben nach. Ohne weiteren Widerstand kamen die Demonstranten an ihrem Ziel, dem Ufer des überschwemmten Gebietes an. Nachen und Kähne wurden zu Boden gesetzt, startbereit gemacht und die Lebensmittel und Kleider darin verfrachtet. Romo Mangun bat 17 Freiwillige, ihn bis zur entlegensten Insel, vier Ruderstunden, zu begleiten. Drei Dehonianer meldeten sich, denn sie wollten sich an Ort und Stelle überzeugen vom Leid und von der Misere der Bewohner, Opfer der Ungerechtigkeit und Unterdrückung.

Inzwischen war es Nacht geworden.

Wie Guerilleros, die nachts operieren, ruderten sie über den großen, künstlichen See. Viele von ihnen hatten keine Erfahrung im Rudern. Der Scheinwerfer des Motorbootes wurde ausgeschaltet wegen einer Patrouille am Ufer. Baumäste und -spitzen erschwerten Rudern und Vorwärtskommen.

Ein Nachen rampte eine Baumspitze und kenterte. Die Besatzung mußte schwer und hart arbeiten, um sich aus dieser unglücklichen Lage zu befreien. Aber, o Schreck, der Nachen hatte sich 180 Grad um seine Achse gedreht, und nach zwei Stunden landete er am Abfahrtsort.

Das Motorboot, das drei Nachen im Schlepptau nach sich zog, hatte auch seine Schwierigkeiten. Die stockfinstere Tropennacht und die über den Wasserspiegel hervorragenden Baumspitzen verzögerten die Fahrt. Ein Nachen verfring sich in Baumästen. Mit großer Mühe befreite man ihn aus diesem Hindernis. Dann brach das Steuer des Motorbootes ab. Eine bittere Erfahrung. Womit konnte man das Boot weitersteuern? Die Besatzung geriet in Panik, aber die Not macht erfinderisch. Ein Student lenkte das Schiff mit den Beinen, obschon vierzig Zentimeter hinter seinen Gliedmaßen die Schraube rotierte, die das Boot vorantrieb. Eine falsche Bewegung, und die



Schraube hätte ihm die Beine amputieren können.

Alle Besatzungen waren müde, und sie beschlossen, die Nacht auf dem See zu verbringen. Nach dem Abendgebet legten sie sich zum Schlafen nieder und fühlten sich solidarisch mit den vietnamesischen Bootflüchtlingen, die oft monatelang auf hoher See herumtrieben, bevor sie gerettet werden.

Früh am Morgen war ein Student bereits erwacht. Er bewunderte den herrlichen tropischen Sonnenaufgang. Von diesem Naturereignis ergriffen, wollte er es auf einem Photo festhalten und so verewigen. Doch bevor er knipste, war er schon ins Wasser gefallen. Durch den Plumps ins Wasser wurden die anderen wacker und

zogen ihn wieder ins Boot. „Manguns Berichterstatter ist ins Wasser gefallen“, spöttelte einer.

Nach vielen weiteren Hindernissen landete die Expedition endlich in Ngrampyak. Hier wohnten acht kinderreiche Familien. Die Kinder konnten ihre Schule nicht mehr besuchen, weil sie unter Wasser stand.

Dieses Inseldorf war von allen anderen Wohngebieten abgeschnitten. Kommunikationsmittel gab es keine mehr, so daß die Bewohner sich in ihr Schicksal ergaben. „Was geschehen soll, das soll geschehen. Nasib (das ist unser Los)“, sagten sie traurig. Die Lebensmittel waren bereits sehr knapp.

Die Kassaveknollen waren noch nicht ausgewaschen, und schon wurden sie herausgerissen und verspeist; die Bananen waren noch nicht reif. Sie wurden gepflückt und gegessen. Es war dieses Elend, diese Armut, diese Misere, die das Herz von Romo Mangun ergriffen. Den ausgehungerten und unterdrückten Inselbewohnern schenkte er zwei Nachen, Reis, getrockneten Salzfisch und Kleider. Die Helfer besuchten auch noch andere Inseln; auch hier wurden Lebensmittel und Kleider ausgeteilt.

Überall wurden Romo Mangun und seine Begleiter mit offenen Armen empfangen. Die Leute „ohne Stimme“ klagten ihnen ihr Leid. Sie wurden ihr Sprachrohr und ihre Verteidiger.

Die Aktion war von Erfolg gekrönt, denn nicht nur die Boyolali Kreisleitung, sondern die indonesische Regierung und die Weltbank wurden hellhörig. Die Weltbank ist an diesem Stauseeprojekt mit 156 Millionen US Dollar oder 60% der Gesamtkosten beteiligt. Willem Struben, zuständig für die Weltbankprojekte in Indonesien, sagte: „Wir wollen wissen, was in Kedungombo geschehen ist und wie wir das Problem lösen können. Dieser Fall ist das größte soziale Problem aller Projekte, an denen die Weltbank beteiligt war oder ist. Vor zehn oder zwanzig Jahren wurde oft der Faktor Mensch unterbewertet oder vernachlässigt, das darf nie mehr vorkommen. In allen Projekten der Weltbank müssen die ökonomischen, sozialen und menschlichen Dimensionen berücksichtigt werden, Rückansiedlung der Bewohner mit einbegriffen. Die Weltbank steht auf der Seite der Geschädigten.“

Romo Mangun, früher Slum-Bewohner Jogyas, ist in seine Hütte auf dem Lande zurückgekehrt. Er spricht im Namen vieler indonesischer Katholiken, wenn er sagt: „Unsere Kirche ist zu spirituell geworden. Ihre Hauptsorge sind Liturgie und Sakramente. Jesus aber lebte als Arbeiter und diente den Armen.“ Und das wollen und sollen auch die Dehonianer: den Armen und Schwachen dienen.

A.G. Sastromin SCJ

Da uns gegen Ende des Kapitels „Alltags-sorgen anno 1897“ ein Fehler unterlaufen ist, wollen wir hier noch einmal den Schluß dieses Kapitels abdrucken.

Einen knappen Monat später lesen wir in einem Brief vom 3. Dezember 1898: „9. November. – Gestern bin ich nach Falls gegangen, ich vernehme dort den Tod von drei Weißen. Zwei von ihnen waren vor ein paar Wochen bei uns vorbeigekommen, ganz gesund und lebensfroh. Der dritte wurde durch das Schwarzwasserfieber gefällt, das ihn in zwei Stunden tötete.“<sup>35</sup> Der Unterschied zwischen dem Datum der Briefe und dem Datum der Ereignisse erklärt sich dadurch, daß P. Grison in seinen Briefen an seine Eltern sein Tagebuch kopiert.

Als P. Grison diesen letzten Brief schrieb, war Bruder Bonaventura Henning schon drei, vier Tage schwer krank, und die Patres lebten zwischen Hoffnung und Angst. Vier Tage später war es dann soweit: Pater Grison mußte seinen Mitbruder begraben, das Erstlingsopfer unserer Mission, der sein Leben hingab nach nur sieben kurzen Monaten Missionsarbeit.

Wen wird es wundern, daß die ersten Missionare auf Grund der praktisch täglichen Konfrontierung mit Krankheit und Tod eine eher fatalistisch und schwarzseherisch anmutende Einstellung entwickelten, die den Tod sozusagen als unausweichlichen, ja notwendigen und krönenden Bestandteil des Missionarslebens betrachtete. Eine Einstellung, die nur ihr unerschütterlicher Glaube erträglich machte. – Am 6. Dezember 1897, noch keine drei Monate nach seiner Ankunft, schrieb P. Grison an P. Mathias Legrand: „Wahrscheinlich wird das Klima sehr bald Opfer fordern. Aber das ist ein Beweggrund mehr für jene, die den wahren Beruf haben. Es ist so edel und erhaben, zu sterben für die heilige Sache des Evangeliums auf den Vorposten der Christenheit.“<sup>36</sup> Dem verstorbenen Bruder Bonaventura widmete er folgenden Nachruf in den Annalen der Mission: „Er verdiente es, als erster dem Stellungsbehehl des göttlichen Meisters zu folgen.“<sup>37</sup> Etwa ein Jahr später, als P. Winz dahingerafft wurde, beschloß er die Eintragung mit den nachstehenden Worten: „Wir dürfen den Mut nicht verlieren. Wir sind hier auf einem Schlachtfeld.“<sup>38</sup> Nach dem Tod von P. Wulfers in den Fluten des Ngayu im Jahre 1908 schrieb er: „... Auf dem Missionsfeld zu fallen im Kampf gegen den Teufel zur Rettung der Seelen und zur größten Ehre des göttlichen Meisters ist doch kein Unglück! Ist es nicht viel eher eine herrliche Belohnung?“<sup>39</sup>

Man hat beinahe den Eindruck, als wolle er sich selbst Mut zusprechen. Von sich selbst sagte er übrigens in einem Brief an P. Mathias Legrand: „Ich habe die Hoffnung, daß wir hier Gutes tun werden, und

daß der liebe Gott mich nicht allzu lange hier lassen wird...“<sup>40</sup>

Und über den ersten Luxemburger Missionar unserer Kongregation, P. Pierre Keyser, schrieb sein Freund und Mitbruder P. Kohl nach dessen Tod: „Er hatte so sehr nach dem Martertod verlangt. Das war der sehnlichste Wunsch seines Herzens. Er ist Märtyrer seiner Pflicht geworden, am Fest des Kostbaren Blutes.“<sup>41</sup>

Ohne Zweifel war in jenen Tagen viel Mut und Tapferkeit erforderlich, um unter den gegebenen Lebensumständen auszuhalten. Und in Ermangelung jeglicher anderer Motivierung konnten nur unbedingter Glaube und selbstlose Aufopferung im Dienst Gottes und der ärmsten Mitmen-

tere Fernen, und verringerte sich in gleichem Maße der Abstand zu den Schwarzen. Sogar die Natur schien sich in ihren Augen verändert zu haben, seit sie aus dem Fenster des Zuges kein Zeichen europäischer Kultur mehr entdeckten. „Die von der Trockenzeit gebräunte Savanne erweckt den Eindruck von Getreidefeldern, und man erwartet jeden Augenblick, da oder dort einen Kirchturm zu erblicken. Aber leider gibt es nichts dergleichen, nichts, außer Barbarei.“<sup>42</sup> Barbarei, trotz der vielen Blumen und der mächtig großen Bäume, die fast im gleichen Atemzug genannt werden! Wenn die Natur ihnen schon so feindselig vorkommt, wie werden sie dann die Einwohner des Landes erfahren?



# K

## GESCHICHTE DER KONGOMISSION

von P. Jacques Steffen SCJ

### II. LAND UND LEUTE

schen ihnen die Kraft geben, auszuharren in Mühsal, Krankheit und Entbehrung im Dienst Gottes und seiner Kirche. Ob aber die „Schlachtfeldmystik“, die aus obigen Zitaten spricht, der guten Sache dienlich war, möchte ich bezweifeln. Ganz im Gegenteil glaube ich, daß nicht jeder, der mit großer Begeisterung und Selbstaufopferung in die Mission reiste, der nervlichen Belastung und dem psychischen Druck einer solchen Lebenshaltung gewachsen war. Man wird nicht weit fehlgehen in der Annahme, daß die frühzeitige, nicht durch Krankheit bedingte Rückkehr von manchem Missionar so zu erklären ist. Und wenn P. Grison hin und wieder urteilt, dieser oder jener habe „zu früh aufgegeben“, dann kann man ihn von seinem Standpunkt aus verstehen, denn er verlor einen dringend benötigten Mitarbeiter, aber recht hatte er nicht.

### In Hautnähe mit den „Wilden“

Mit der Bootsfahrt von Boma nach Matadi und mehr noch mit der Zugreise von Matadi nach Kisantu rückte für unsere beiden Missionare Europa in immer wei-

Bis jetzt waren sie eigentlich nur in Kontakt gewesen mit den Bewohnern der Missionsstationen, Kinder und junge Leute, die unter der Leitung der Missionare in europäisch anmutenden Verhältnissen heranwuchsen und lebten und daher einen wohlbekannteren und beruhigenden Eindruck erweckten. Die Arbeiter der Eisenbahn, Gastarbeiter – nennen wir sie halt so – aus Senegal und Sierra Leone, waren auch an den Umgang mit Weißen gewöhnt und verhielten sich dementsprechend. Über die Senegalesen insbesondere schrieb P. Grison an seine Eltern: „sie wären so stolz, zu Frankreich zu gehören, daß sie die andern Schwarzen verachteten. Diejenigen, die sich auf der ‚Albertville‘ einschiffen, gingen gleich am ersten Tag zum Kapitän und fragten einen getrennten Tisch. Ein Schwarzer aus Sierra Leone sagte mir, daß er nicht mit einem Senegalesen essen dürfe.“<sup>43</sup>

Die Einheimischen aber, denen sie außerhalb der schützenden Mauern der Mission auf den Booten und im Zug begegneten, waren ihnen nicht recht geheuer, was ohne Zweifel zurückzuführen ist auf ihre Auffassungen über die Schwarzen und auf all das, was sie über die Einheimi-



schen erfahren. So zum Beispiel befanden sich auf dem Boot, das sie von Banana nach Boma brachte, vier in Ketten geschlagene Schwarze, die verdächtigt wurden, „in Calinda einen Portugiesen aufgegessen zu haben“. Die Anklage erwies sich übrigens als falsch, trotzdem war eine solche Bekanntschaft nicht dazu angetan, die Schwarzen in ihren Augen in ein günstiges Licht zu stellen. Menschenfresserei und damit zusammenhängende Gebräuche sind übrigens ein Thema, das im Reisebericht von Banana nach Stanley-Falls sehr häufig zur Sprache kommt. In Kisantu erzählte man ihnen, „vor zwei Monaten seien ein paar Kilometer von Kisantu vier Frauen lebend begraben worden beim Tod eines Häuptlings“. <sup>44</sup> Auf der Mission von Nouvelle Anvers hörten sie, daß von 20 Leuten, die für ihre Angelegenheiten ans andere Ufer gegangen waren, nur vier zurückgekommen waren. Die anderen waren von den Ortsansässigen getötet und gegessen worden. <sup>45</sup> Einige Tage später erfuhren sie in Liranga, „vor ein paar Tagen waren in der Nachbarschaft beim Begräbnis eines Häuptlings zwei Männer und sieben Frauen getötet worden.“ Ein Landsmann von P. Grison, Lothringer wie er, erzählte ihm, er habe „ohnmächtig Kannibalenfeste mitansehen müssen, ohne sie verhindern zu können. Was tun, wenn man allein ist?“ <sup>46</sup> Einmal in Stanley-Falls angekommen, hörte er die Geschichte von dem Soldaten, der in einem Dorf am Fluß Lomami auf Posten war und von den Bewohnern aufgeessen worden war. „Diese Leute waren so kühn oder so naiv, sein Gewehr zurückzubringen mit der Erklärung, der Soldat habe nichts getaugt, man möge ihnen einen andern geben.“ <sup>47</sup> Ungefähr einen Monat später berichtet er in einem Brief an P. Dehon über den Aufstand der Bevölkerung von Basoko: „Diese guten Leute haben drei Narren zu Herrn Dekeyser gesandt mit folgender Botschaft: Wenn ihr uns besiegt, kriegt ihr unsere Bananen. Wenn wir euch besiegen, werden wir euch töten und aufessen.“ <sup>48</sup>

So lautete in jenen Tagen eine Kriegserklärung von Schwarzen an die Europäer. So närrisch war sie im Grunde genommen nicht. Der Sinn ist nämlich dieser: Wollt ihr wirklich so dumm sein, euer Leben für ein paar Bananen aufs Spiel zu setzen?

Es wäre ein leichtes, dieser Aufzählung ebensoviele und noch mehr Beispiele hinzuzufügen. Angesichts der Selbstverständlichkeit und der weiten Verbreitung dieser Sitten versteht es sich, daß die Bevölkerung ihnen auf den ersten Anhieb nicht sympathisch war. Wie groß ihre Selbstaufopferung auch immer war, sie waren und blieben Menschen. Und manchmal zweifelten sie auch. Fünf Jahre später schrieb P. Grison einen etwas sibyllischen Satz, an dem nur eines ganz

deutlich ist: eine gewisse Mutlosigkeit und Ohnmacht gegenüber den eingefleischten Gebräuchen: „Übrigens machen wir uns keine Illusionen über die Zukunft. Wir haben anderswo schwarze Völker gesehen, christlich seit mehreren Jahrhunderten: sie waren immer noch Kinder von Cham. Sie allein, oder doch beinahe, haben Menschenfresserei betrieben – das erinnert mich daran, daß vor einigen Wochen die Frau einer meiner Arbeiter ein Opfer dieses scheußlichen Gebrauches geworden ist.“ <sup>49</sup>

Ganz ohne Grund war sein Pessimismus nicht, denn diese Gewohnheiten sind bis heute nicht vergessen. Kurz vor der Unabhängigkeit gab es noch zwei aufsehererregende Prozesse in Stanleyville gegen Menschenfresserei, und in den Wirren der Unabhängigkeit hat es zahlreiche Fälle gegeben von gewöhnlicher und von ritueller Anthropophagie. Zur Zeit der Rebellion im Jahre 1964 wurde eine Gruppe von Missionaren und Laien aus der Gegend westlich von Bumba – zwölf an der Zahl – von Rebellen Soldaten nach Stanleyville – heute Kisangani – auf Transport gesetzt. In Isanagi hörten die Rebellen, daß Stanleyville von den Regierungstruppen eingenommen worden war. Sie machten kehrt, und in jedem Dorf, durch das sie zogen, boten sie ihre Gefangenen zum Kauf an, bis sie auch den letzten los waren. Man hat niemals mehr etwas von ihnen gehört oder gesehen.

Wenn uns schon graut bei solchen Erinnerungen, wie mußte es dann unsern ersten Missionaren zumute gewesen sein auf dem kleinen, engen Boot, das sie immer weiter, immer weiter wegtrug von der ihnen vertrauten Welt, mitten hinein in diesen unbekanntem Weltteil, der sich ihnen unter so schaurigen Vorzeichen offenbarte? An Mut und Opfersinn hat es ihnen bestimmt nicht gefehlt!

Zu Beginn jedoch kriegten sie wenig zu sehen von der eingeesenen Bevölkerung. Aus den Fenstern des Zuges blickend, stellten sie mit Überraschung fest, „daß man kein Dorf sieht; die Einheimischen sind weggeflohen aus der Nachbarschaft der Eisenbahnlinie, sei es, daß diese mächtigen Maschinen sie mit Schrecken erfüllten; sei es, und das ist viel wahrscheinlicher, daß sie der Habgier der schwarzen Arbeiter der Eisenbahnlinie entfliehen wollen.“ <sup>50</sup> Auf dem Karawanenweg machten sie dieselbe Feststellung: „Die Einheimischen sind vom Karawanenweg weggezogen. – Wir kommen an vielen verlassenem Dörfern vorbei.“ <sup>51</sup> Das gleiche Bild auf dem ersten Teil der Bootsfahrt nach Stanley-Falls. „Was einem auffällt, ist die Abwesenheit des Menschen. Ich hatte geglaubt, daß die beiden Ufer des Kongoflusses stark besiedelt wären, es hat jedoch den Anschein, daß wir durch ein menschenleeres Gebiet reisen. Dasselbe Phänomen

wie auf dem Karawanenweg und entlang der Eisenbahn. Die Eingeborenen sind ins Innere des Landes geflüchtet.“ <sup>52</sup>

Daß Habgier dabei eine Rolle spielte, steht außer Zweifel. Nur liegt die Schuld nicht bei den schwarzen Arbeitern, sondern beim „Bula Matari“, dem „Steinbrecher“. Diesen Namen gaben die Schwarzen Stanley, weil er beim Anlegen des Weges von Matadi nach Léopoldville die Felsen mit Dynamit sprengte. In der Folge wurde dieser Name für den Staat und seine Beamten gebraucht. Von ihnen schreibt P. Grison, daß sie von den Schwarzen gefürchtet sind, nicht geliebt. <sup>53</sup> Das Warum dieser Furcht konnten sie nicht ahnen, sie waren ja noch Neulinge, und überdies wurde dies geflissentlich geheimgehalten. Lassen wir darüber einen Augenzeugen zu Wort kommen – nicht nur Augenzeuge, sondern zeitweilig sogar Hauptverantwortlicher im Äquatordistrikt: Major Charles Lemaire. In 1891 wurde er zum ersten Distriktskommissar des Äquatordistriktes ernannt. Später schrieb er über seine Zeit als Distriktskommissar:

„Zentral-Afrika war für jeden ein Land des Schreckens. Mein Geist war ganz offen für die Berichte der älteren Beamten. So beginnt meine afrikanische Erziehung zwischen Kanonengebrüll und Gewehrschüssen, zwischen verbrannten Dörfern, in einem Wort, zwischen Mißbräuchen und schlimmer als Mißbräuchen in der Ausübung der Macht mit all ihren Exzessen. Ich meinerseits wurde ebenfalls zum Chef ernannt. In jener Zeit ahmte ich meine Vorbilder nach, aber nach und nach fing ich an, unsere Arbeitsmethoden in Zweifel zu ziehen; mit Abscheu überlas ich meine ersten Rapporte; meine ganze Einstellung änderte sich; ich schwor bei mir selbst, alle meine Anstrengungen in den Dienst der schwarzen Rasse zu stellen ( . . . ) Vier Jahre hat es gedauert, ehe meine Augen sich öffneten für die Wirklichkeit ( . . . ) Als ich wieder nach Afrika zurückging, schwor ich, nicht mehr zu töten, und ich habe nicht mehr getötet.“ <sup>54</sup>

Professor Vansina, im Vorwort zum Buch „Rood Rubber“ von Daniel Vangroenweghe, beschreibt die Zustände wie folgt:

„Umfangreiche Verwüstungen, Hungersnot als Folge davon, Zwangsarbeit und Vertreibung, zusammen mit dem ungewollten Einschleppen der Pocken und der Schlafkrankheit als neue Krankheiten, haben zwischen 1880 und 1920 die Bevölkerung der Kolonie wahrscheinlich wenigstens um die Hälfte vermindert . . .“ <sup>55</sup>

In den Gebieten der heutigen Provinzen Äquator und Kasai war die Unterdrückung am schlimmsten, um die Bevölkerung zur Kautschukgewinnung zu zwingen. Der Kautschuk wiederum mußte auf Trägers Rücken von Léopoldville bis Matadi befördert werden, später bis zum

Anfang der Eisenbahnlinie. Denn der „Freie Kongostaat“ brauchte Geld. Darum verlangte er Kautschuk und Träger. Den Leuten aber lag nichts an dieser Fron und sie waren ihr entflohen, wo sie nur konnten. Daher die leeren Dörfer an der Eisenbahn, am Karawanenweg und entlang des Stromes östlich von Léopoldville.

Um alle unliebsamen Zeugen fernzuhalten, gab es zum Beispiel im sogenannten „Domaine de la Couronne“ weder Magistrate noch Missionare.<sup>56</sup> Diese Krondomäne beschlug 289 375 Quadratkilometer, ungefähr zehnmal die Oberfläche Belgiens, etwas mehr als ein Viertel der gesamten für die Kautschukgewinnung festgelegten Gebiete.<sup>57</sup> Was sich in diesen Gebieten abspielte, war lange Jahre eines der bestgehüteten Geheimnisse des Kongostaates. Die ersten spärlichen Informationen sickerten nach 1893 durch, fanden aber wenig Glauben. Eigentlich kamen diese Mißstände erst nach 1903 an die Öffentlichkeit durch Augenzeugenberichte von englischen protestantischen Missionaren. Und in 1908 führten sie zur Übernahme des Kongostaates durch Belgien.

Bei ihrer Abreise nach dem Kongo waren die PP. Grison und Lux, wie praktisch jedermann in Europa, von diesen Zuständen gar nicht auf der Höhe. Das ihnen anvertraute Missionsgebiet lag zudem außerhalb der Kautschukgewinnungszone, so daß sie nicht Zeugen dessen sein konnten, was sich dort zutrug. Von seiten des Staates wird dieser Umstand bestimmt ausschlaggebend gewesen sein bei dem Beschluß, das Gebiet von Stanley-Falls zur Missionierung freizugeben, um dem Einfluß der Araber und des Islam entgegenzuwirken. Trotzdem müssen unsere Missionare von den Schwarzen manches erfahren haben, denn in einem Brief an P. Dehon vom 1. Dezember 1898, vierzehn Monate nach ihrer Ankunft, schreibt P. Grison: „Es wäre von Nutzen, Sie mit der Politik des Staates bekannt zu machen.“ Und fügt dann auf Latein hinzu: „sed litteras tutas non esse“ – aber Briefe sind nicht sicher.<sup>58</sup> Zweifelsohne hat er P. Dehon mündlich mitgeteilt, was er erfahren hatte, als er nach dem Tode von Bruder Bonaventura Henning nach Europa zurückkehrte, um die Lage der Mission zu erläutern. Andere schriftliche Belege von seiner Hand über dieses Thema gibt es nicht. In unsern Archiven klafft nämlich eine unerklärliche Lücke: vom 2. Dezember 1889 bis zum 14. Mai 1908 ausschließlich sind alle Briefe von P. Grison an P. Dehon verlorengegangen, und in eben diese Zeit fällt die öffentliche Diskussion um den Skandal der Kolonisierungsmethoden im Kongo. Normalerweise muß in diesen Briefen davon die Rede gewesen sein, aber wir werden es niemals erfahren, es sei denn, ein glückli-

cher Zufall bringe sie eines Tages wieder zum Vorschein.<sup>59</sup>

Weil sie zu Anfang der Bootsreise keine anderen Schwarzen zu Gesicht bekamen, richteten sie ihr Augenmerk auf ihre schwarzen Gefährten, Matrosen und andere, die mit ihnen unterwegs waren. Am vierten Tag der Reise, als das Boot, das wie alle Flußboote damals mit Holzfeuerung angetrieben wurde, wegen zu starkem Gegenwind nicht mehr weiterkam und am Ufer anlegte, gingen die Schwarzen ans Land und legten sich lässig in den Ufersand. P. Grison aber schrieb seine Reiseeindrücke. „Arme Leute! Sie haben es dringend nötig, daß das Evangelium endlich über sie leuchte; die Frauen vor allem machen einen heruntergekommenen Eindruck, mehr noch als



die Männer. Ihren Hals zieren Perlen-schnüre oder übermäßig große Kupfer-ringe, sie tragen Armbänder und Bein-ringe. Die Männer sind gräßlich tätowiert auf der Stirn und an den Schläfen (...). Einige haben sich den Kopf mit Glas-scherben ganz kahl geschoren, andere haben sich ziemlich regelmäßige geometrische Figuren ins Haar rasiert, wieder andere haben es in Form von Hörnern oder Pyramiden zurechtgemacht; alle pflegen es mit großer Sorgfalt.<sup>60</sup>

Drei Tage später waren sie in Bolobo, einem Marktplatz, wo ein paar hundert Eingesessene das Boot erwarteten, die ersten waschechten Urwaldschwarzen, die sie zu Gesicht bekamen. Aber auch sie fanden nicht viel Gnade in den Augen des Tagebuchschreibers. Das Gewicht der Kupferinge, die die Frauen um den Hals trugen, schätzte er auf 20 bis 25 Pfund. Und nachdem er dies festgestellt

hatte, ließ er seiner Antipathie freien Lauf, die er empfand beim Anblick von „Typen, besonders Frauen, die es verdienen, photographiert zu werden wegen ihrer idealen Häßlichkeit. Ich erblicke im Augenblick eine alte Frau, die wie eine Erscheinung des Teufels im Theater aussieht: mit einem enormen Kupferring um den Hals, einer großen Pfeife im Mund, einer Grenadiermütze auf dem Kopf, scheußliche Tätowierungen auf der Brust, als Kleid weiter nichts als einen schwarz-roten Lendenschurz.“<sup>61</sup> Den Männern erging es nicht viel besser: auch sie erweckten bei ihm alles andere als Sympathie. Ein Häuptling insbesondere erregte sein Mißfallen: „Er hat einen sehr langen Bart, eine Seltenheit bei Schwarzen. Den hat er in viele kleine Zöpfe geflochten, und am Ende eines jeden Zopfes drei kleine Kügelchen befestigt. Sie sehen das Bild, wenn er spricht oder ißt. Zudem hat er hinten an seinem Lendenschurz eine große Schelle befestigt, so daß seine Majestät keinen Fuß vor den andern setzen kann, ohne daß seine Untergebenen es hören. Diese lächerliche Persönlichkeit ist ein ziemlich mächtiger Häuptling, der vor zwei Wochen den Weißen der Faktorei den Krieg erklären wollte.“<sup>62</sup>

Es würde nicht schwer fallen, noch zahlreiche gleichartige Beispiele anzuführen, die den Reisebericht füllen. Aber wozu? – Das unguete Gefühl, das einen beschleicht beim Lesen dieser Schilderungen, würde nicht minder werden, und zudem würden wir daraus auch nicht weiser werden. Wir können aber nicht umhin, zu fragen nach dem Warum dieser harten, ungerechten und lieblosen Urteile über Leute, die ihm gänzlich unbekannt waren, deren Sprache er nicht verstand, und die ihm nichts zuleide getan hatten, außer daß sie zufällig ins Blickfeld seiner Augen geraten waren. Wir können auch nicht umhin, uns zu wundern über die milde und wohlwollende Beurteilung der Bewohner der letzten Mission – Nouvelle Anvers – auf dem Weg nach Stanley-Falls: „Wir haben das christliche Dorf besucht, das im Begriff ist zu entstehen durch Heiraten zwischen früheren Waisenkindern. Dieses junge Volk ist fröhlich, zufrieden und glücklich. Die Patres und Schwestern auch. Wir haben dort einen herrlichen Abend verbracht.“<sup>63</sup>

Warum dieser Unterschied? – Die jungen Leute trugen keine Ringe von 25 Pfund um den Hals, keine Arm- und Beinringe, keine Tätowierungen auf Stirn, Schläfen und Brust, keine Lendenschürze, keine Kautschukkügelchen in geflochtenen Bartzöpfen und keine große Schelle am Lendenschurz. Sie waren im Gegenteil nach Europäer-Art sittsam gekleidet – in abgelegte europäische Kleider oder wenigstens in lange Tücher – und P. Grison fühlte sich zu Hause und nicht mehr verunsichert.

Die Begegnung zwischen verschiedenen Kulturen ist für alle Beteiligten meistens eine traumatisierende Erfahrung, denn sie verläuft praktisch nie auf friedlichem Weg, womit nicht gesagt werden soll, daß sie immer von Mord und Totschlag begleitet ist. Es gibt auch andere Arten von friedloser Begegnung – zum Beispiel die Einpferchung des „Andern“ in geographische oder intellektuelle Ghettos – die nicht weniger gewaltlos sind und darum nicht minder traumatisierend wirken.

Im Kongo war der Aufprall von Mord und Totschlag begleitet, wodurch das gegenseitige Unbegreifen noch verschlimmert wurde durch Angst, Mißtrauen und Verunsicherungen, was die Verzerrung des Feindbildes vom „wildem Schwarzen“ vollständig machte. Da zu dieser Verzerrung dann noch die Überzeugung von der eigenen Überlegenheit hinzukam, konnte der andere nur ein minderwertiger Mensch sein, an dem nichts taugte, was er war und tat und glaubte. –

Was P. Grison zu den harten Urteilen bewegte, war die Brille vom „wildem Schwarzen“, durch die er – wie jeder andere zeitgenössische Europäer – die Schwarzen betrachtete, der Schrecken und der Schock, den er erlitt, als er die wilden Schwarzen in Fleisch und Blut in ihrem für ihn unverständlichen Anderssein vor sich sah, und seine impulsive Natur, die er zeitlebens bewahrte und die immer wieder mit ihm durchging und ihn zu manchem Rückzieher verpflichtete. So auch in diesem Fall.

Im Dezember des Jahres 1897, als er durch die Arbeit seinen Schwarzen näher gekommen war, schrieb er an P. Dehon:

„Ich glaube, daß ich die schwarzen Frauen in meinen früheren Briefen verleumdete habe. (...) Sicher haben sie keine Ahnung von der christlichen Schamhaftigkeit, aber sie sind von einer gewinnenden Unbefangenheit und zudem arbeiten sie besser als die Männer. Sie haben keinen Aufpasser nötig.“<sup>64</sup>

Was er mit „christlicher Schamhaftigkeit“ meinte, hatte überhaupt nichts zu tun mit Moral, sondern einzig und allein mit der Art und Weise, sich zu kleiden, die natürlich eher spärlich war im Vergleich zu unseren europäischen Gewohnheiten, genau so wie die der Männer; aber gewiß nicht auf zweideutiger Herausforderung beruhte, im Gegenteil, sondern nur den allgemeinen Gewohnheiten und den materiellen Möglichkeiten entsprach. Wenn P. Grison das auch noch nicht verstanden hatte, so hatte er doch schon soviel Erfahrung gesammelt, daß er sich reumütig entschuldigte für den Begriff der „heruntergekommenen Frauen“, den er in seiner vorhergehenden Korrespondenz so freigiebig hantierte.

Auch über die Männer änderte er seine Ansicht. P. Mathias Legrand teilte er einige Tage vorher mit, die Schwarzen wären gelehrig und begriffen schnell, was man sie lehrt, zumindest auf bestimmten Gebieten, fügte er einschränkend hinzu.<sup>65</sup> So habe der schwarze Diener von Herrn Bure ihm zwei neue Soutanen zurechtgeschneidert nach dem Modell einer alten ausgedienten Soutane, die er ihm gegeben hatte – inklusiv der Flicker, die auf dem alten Kleidungsstück vorkamen. Verständlich: der gute Junge hatte noch nie vorher ein solches Kleidungsstück in Händen gehabt.<sup>66</sup>

Ein Jahr später erzählte er seinen Eltern, seine Arbeiter vom Stamme der Bakumu seien intelligent und würden sich gern mit ihm unterhalten. Er habe von ihnen schon viel über ihr Leben und ihre religiösen Vorstellungen erfahren.<sup>67</sup>

Es dauerte nicht lange, nur einen Monat, bis er einen weiteren klaren Beweis ihrer Menschlichkeit und Anhänglichkeit erhielt am Tag des Begräbnisses von Bruder Bonaventura Henning „Unsere Bakumu-Arbeiter haben mich soeben tief berührt. Sie hatten mich den ganzen Tag über traurig gesehen; am Abend kamen sie auf meine Veranda, als ob sie mir eine Bitte vorzutragen hätten. ‚Was wollt ihr, meine Freunde?‘, fragte ich sie. Sie antworteten: ‚Der heutige Tag ist für dich ein Tag des Unglücks und der Trauer und wir sind gekommen, dich zu trösten.“<sup>68</sup> Damit erwiesen sie dem toten Bruder und ihm dieselbe Ehre, die sie ihren eigenen Stammesbrüdern erweisen beim Absterben eines Familienmitgliedes: die Kilio, die Totentrauer; die Hinterbliebenen sollen nicht allein gelassen werden in ihrem Schmerz.“ – Ein untrügliches Zeichen, daß P. Grison den Sarkasmus und die Ironie, die aus seinen ersten Reiseberichten sprechen, im täglichen Umgang mit den Schwarzen vollständig vergessen hatte. Sonst hätten die Bakumu nicht eingewilligt, daß Bruder Bonaventura zu ihren Ahnen in demselben Boden zur letzten Ruhe gebettet wurde, und wären dem Begräbnis fern geblieben. Es waren nämlich jene Bakumu, denen der Boden von Saint Gabriel gehörte, und die die Wage-nya-Arbeiter von P. Grison ganz zu Anfang angegriffen, verwundet und getötet hatten.

<sup>35</sup> Grison: Brief an seine Eltern vom 3.12.1898. „Le Messenger“, Mars 1899, S. 361.

<sup>36</sup> Grison: Brief an P. Mathias Legrand vom 6.12.1897. Generalarchiv SCJ, Rom.

<sup>37</sup> „Annales“, 8. Dezember 1898.

<sup>38</sup> „Annales“, 23. Dezember 1899.

<sup>39</sup> Grison: Histoire du Vicariat Apostolique des Stanley-Falls. „Le Règne“, 1942, S. 14.

<sup>40</sup> Grison: Brief an P. Mathias Legrand vom 6.12.1897. Generalarchiv SCJ, Rom.

<sup>41</sup> Kohl: Brief vom 5. April 1902. Privatarchiv Familie Keyser, Schengen.

<sup>42</sup> Grison: En route pour le Congo. – „Le Messenger“, Avril 1898, S. 190.

<sup>43</sup> id. Juin 1898, S. 223.

<sup>44</sup> id. Avril 1898, S. 190.

<sup>45</sup> id. Juillet 1898, S. 237.

<sup>46</sup> ibid. S. 238.

<sup>47</sup> Grison: Brief an P. Mathias Legrand vom 6.12.1897. Generalarchiv SCJ, Rom.

<sup>48</sup> Grison: Brief an P. Dehon vom 10.1.1898. Generalarchiv SCJ, Rom.

<sup>49</sup> Grison: Brief vom 4.2.1902 an den Rat des Werkes der Glaubensverbreitung. – „Le Sacré-Coeur“, Novembre 1902, S. 6.

<sup>50</sup> Grison: En route pour le Congo. „Le Messenger“, Avril 1898, S. 190.

<sup>51</sup> ibid. S. 191.

<sup>52</sup> id. Mai 1898, S. 207.

<sup>53</sup> ibid. S. 204.

<sup>54</sup> Charles Lemaire in „La Dernière Heure“ vom 9.7.1902, zitiert Daniel Vangroenweghe: Rood Rubber, S. 27.

<sup>55</sup> Daniel Vangroenweghe: Rood Rubber, S. 8.

<sup>56</sup> A. Vermeersch SJ: „La Question Congolaise“, 1906, S. 145.

<sup>57</sup> ibid. S. 101.

<sup>58</sup> Grison: Brief an P. Dehon vom 1.12.1898. Generalarchiv SCJ, Rom.

<sup>59</sup> In seinen Erinnerungen, die er um das Jahr 1931 zu schreiben begann, und die von 1933 bis 1944 in der Zeitschrift „Le Règne du Sacré-Coeur“ unseres

Seminars von Löwen veröffentlicht wurden, spricht Mgr Grison nur in Andeutungen über dieses düstere Kapitel in Verbindungen mit Ereignissen, die zeitlich damit zusammenfallen, jedoch nichts damit zu tun hatten. Er vermeidet jeden direkten oder konkreten Hinweis.

<sup>60</sup> Grison: En route pour le Congo, „Le Messenger“, Mai 1898, S. 205.

<sup>61</sup> ibid. S. 206.

<sup>62</sup> ibid., Juillet 1898, S. 239.

<sup>63</sup> ibid. S. 237.

<sup>64</sup> Grison: Brief an P. Dehon vom 12.12.1897. Generalarchiv SCJ, Rom.

<sup>65</sup> Grison: Brief an P. Mathias Legrand vom 6.12.1897. Generalarchiv SCJ, Rom.

<sup>66</sup> Grison: Les Débuts de la Mission des Falls, „Le Règne“, 1933, S. 210.

<sup>67</sup> Grison: Brief an seine Eltern vom 5. November 1898, „Le Messenger“, Février 1899, S. 346.

<sup>68</sup> Grison: Mort du Fr. Bonaventure au Congo. „Le Messenger“, Mai 1899, S. 392.

# A

us den entleerten Dörfern sind die Jugendlichen in die Städte abgewandert und dort bedrohlichen Strömungen mit uneinheitlichen „Werten“ besonders in den Massenmedien ausgeliefert. Der Missionar befindet sich da inmitten einer nicht immer zum Besten veränderten Wirklichkeit, konfrontiert mit Fragen, die vielfach anders geartet sind als die Probleme der „Broussards“ vor einem halben Jahrhundert. Das zeigt der folgende Brief eines kanadischen Herz-Jesu-Priesters, der als Missionar in Kamerun tätig ist.

Neun Monate nach meiner Ankunft in Kamerun versuche ich, die von mir selbst davor gesteckten Ziele zu überdenken. Ich kam hierher einen Monat nach Abschluß meines Theologiestudiums. Mit Begeisterung wollte ich mich mit unserer SCJ-Gemeinschaft für deren Werk einsetzen bei besonderer Betonung des Gesichtspunktes „Gerechtigkeit und Friede“. Ich sah bald ein, daß, als Ausländer und Neuling, ich nur einen bescheidenen Beitrag leisten könnte. Deswegen waren anfänglich meine Ziele deutlich einfach:

## Die Erben der Buschmission

### Kanadischer Brief aus Kamerun

1. Ich wollte das Leben der Menschen in der Dritten Welt teilen, um ihre Auffassungen zu begreifen,
2. mein Französisch aufbessern,
3. mit Jugendlichen in Gruppen zum Gedankenaustausch arbeiten oder in Schulen,
4. solidarisch sein mit den Leidenden, den Armen und Gestrandeten.

Well, mon français, ça vient, aber langsam. Wie lange noch, o Herr! Trotzdem bin ich zu vielen lohnenden Aufgaben herangezogen worden, die sich zu obigen Zielen rechnen lassen. Ich fand in Bafoussam eine große Zahl Katholiken in einer Englisch sprechenden Gemeinschaft. Bei meiner Ankunft gab es nur wenige Priester und Ordensleute, die sich deren pastoralen Bedürfnissen hätten widmen können. Zwangsläufig wurde ich also der Leiter dieser Gemeinschaft. Die Englisch Sprechenden sind eine Minorität in Bafoussam. Sie nahmen mich rascher an, als es für einen Ausländer zu erwarten

ist. So fand ich viele Freunde in Kamerun, mit denen ich einen vertieften Gedankenaustausch über ihre Probleme pflegen konnte. Ich habe also begonnen, das Leben in der Dritten Welt zu begreifen – ein bißchen.

Gleichwohl ist die Englisch sprechende Bevölkerung in Bafoussam verschieden von den Menschen, mit denen ich in Kanada zu tun hatte. Die meisten davon sind beruflich als Dienstleistende tätig. In meiner Bibelgruppe gibt es zwei Ärzte, einen leitenden Regierungsbeamten,



oder das Radio und das Fernsehen. Man kann auch Pfarrangehörige bewegen, Briefe an Politiker und Industriebosse zu schicken. Aber hier in Kamerun leben wir nicht in einer Demokratie. Obige Methoden sind hier nicht möglich. Deswegen muß sich die Kirche Gedanken machen, wie sie die Mittelklasse dazu bringen kann, sich der Sache von „Gerechtigkeit und Friede“ ernsthaft anzunehmen, der Gesundheit, des Hungers usw. Meines Erachtens sollte die Kirche dieser Klasse etwas anbieten, das sie mag und das sie anderswo nicht findet. Andernfalls gehen

zwei Krankenpflegerinnen und andere ähnlich Beschäftigte. In Kanada hatte ich mich der Jugendlichen angenommen, die von der Straße kamen: Alkoholiker, Drogenabhängige, Gefängnisinsassen, Schwerkranke in den Spitälern usw.

Es war meine Absicht gewesen, mich ebenfalls in Kamerun an die Armen zu halten, die Unterdrückten, die Randgruppen. Wieso sollte ich dann für „Gerechtigkeit und Friede“ mit der komfortablen Mittelklasse arbeiten?

Trotzdem haben meine Erlebnisse erwiesen, daß es sehr wichtig für die Kirche ist, auch die Mittelklasse in die Auseinandersetzung „Gerechtigkeit und Friede“ einzubeziehen, damit auch sie dieses Gebiet entdecke und die Welt zum Besseren wenden helfe.

In Kanada sind die Strategien, die Mittelklasse zu wecken und sie in diesen Dialog einzubringen, vielfältiger als hier in Kamerun. In Kanada kann man Manifestationen organisieren, die Presse mobilisieren

sie zur Messe und damit hat es sich. Die Religion wird so weiterhin von ihrem restlichen Leben getrennt bleiben.

Die Englisch sprechende Mittelklasse in Kamerun, so wurde es deutlich, möchte die Bibel in Gruppenarbeit studieren. Meine Ordensmitbrüder haben die Französisch sprechende Mittelklasse in Laiengruppen erfaßt, die den Namen „Famille du Sacré-Coeur“ trägt. Ich glaube nicht, daß die Form der Gruppe sehr wichtig ist. Notwendig ist die Suche nach geeigneten Mitteln, eine kamerunesische Elite zu bilden und zum Engagement zu bringen, weil es von ihr abhängt, ob alles bleibt, wie es ist oder es sich zum Besseren wendet.

Wir müssen natürlich auch die Armen und alle Benachteiligten in Basisgruppen organisieren. Die zwei Wege sind gleich wichtig.

Bei der Arbeit mit den besser Situierten dürfen wir auch den Charakter unserer Pastoral als Herz-Jesu-Priester nicht ver-

gessen; das heißt: Propheten der Liebe, der Gerechtigkeit und des Friedens sein. Niemand möchte „curé chez les riches“ sein, denen die Kommunion austeilen, ohne nach ihrem Lebensstil zu fragen oder nach ihrer Verantwortung für die Armen.

Wir müssen die Strukturen ändern, welche die Ungerechtigkeit und das Elend verursachen.

Meine Begegnung mit den Mittelschülern zeigt ebenfalls diesen Aspekt der Verantwortung in der kirchlichen Bildungsarbeit bei den Jugendlichen. Die meisten sind aus kleinen Dörfern in die Stadt abgewandert. Im Umbruch der Traditionen sind sie ihres kulturellen Erbes und dessen Werte verlustig, mit ihrer Schulbildung den Massenmedien ausgeliefert. Sie werden von unzähligen Bildern und Ideen aus aller Welt überberieselt. In einem Land mit vielen Religionen, die nur von wenigen ernsthaft gelebt werden, in einer korrupten Gesellschaft sind sie ausgesprochenem geistigen Mangel ausgeliefert.

In dieser Umgebung werden sie verklagt romantisch zu sein, undiszipliniert und achtlos. Aber ihre Haltung kommt von der Erziehung, welche die Gesellschaft ihnen gibt. Im Endeffekt stößt ihr Drang zum Guten im Konflikt zusammen mit den „Werten“ der gleichen Gesellschaft.

Der größte Teil der Bafoussamer Jugend, auch der katholischen, besucht keine katholischen Schulen. Deswegen muß die Kirche sich mehr und mehr in den öffentlichen Schulen engagieren. Dort gibt es Katholiken, Protestanten, Muslime usw. Eigentlicher Katholizismus ist unmöglich. Ich mache eher „moralische Instruktion“ über die Probleme, mit denen die Jugend konfrontiert ist, zum Beispiel: Wer bin ich? Wohin will ich? Was soll ich tun?

Nach meiner kurzen Zeit in Bafoussam scheint es mir, daß ich auch meinen Anfangszielen näher gekommen bin. Um den armen Patienten zu helfen, die sich keine Medikamente leisten können, stehe ich im Begriff, einen kleinen Laden aufzumachen, in dem Patienten, Besucher und Krankenhauspersonal einiges kaufen können. Der Erlös soll den Armen helfen, ihre Medikamente zu bezahlen. Der Laden wird von einem Ausschuß geführt. Zwei Mitglieder meines Bibelkreises sind daran beteiligt. Sie wollen helfen, die gegenwärtige, ungerechte Lage zu ändern. Ein Arzt meiner Gruppe hält unentgeltlich Kurse für Sexualerziehung. Der zweite Arzt unterrichtet über die Fakten der Abtreibung.

Abschließend möchte ich sagen, daß meine Erlebnisse zur Erkenntnis geführt haben: Es gibt viele Wege hier, die von uns Dehonianern eingeschlagen werden können zur Versöhnung der Menschen in Christus.

Jim Keenan SCJ

## Spenden

### Für die Missionen

Moutfort: 3000, Noerdange: 1000, Bereldange: 1000, Luxembourg: 500, 500, 1000, 650, 1650, Colmar-Berg: 300, Remich: 5000, Angelsberg: 1000, Pétange: 650, Nagem: 650, Esch/Alzette: 650, Petit-Nobressart: 1800, Binsfeld: 150, Anonym: 40000, 20000, 1000, 2000, Schouweiler: 500, Consdorf: 500.

### Brot für die Missionare

Redange: 5000, Diekirch: 2000, Vianden: 2000, 2000, Luxembourg: 2600, Belvaux: 2000, Wahl: 1000, Schifflange: 650, Bettendorf: 400, Hesperange: 40000.

### Priesterberufe

Goesdorf: 3000, Luxembourg: 1000, 9200, 60000, Anonym: 10000, Steinfort: 5000, 5000, Schoos: 30000, Sandweiler: 650, Bettembourg: 650, Binsfeld: 500, Bereldange: 650, Echiernach: 25000, Grosbous: 1650, Weidingen: 5000.

### Taufgaben

Vichten: 1200, Anonym: 1000 (Mädchen) - 1000 (Jungen) - 100 (Tom), Nagem: 300 (Annette, Josette, Marc).

### Für Leprakranke

Aspelt: 1000, Untereisenbach: 650, Anonym: 10000.

## Exerzitien und Besinnungstage

Hier einige Termine aus dem „Haus der Stille“ in Fünfbrunnen:

24.-25. März:  
Besinnungswochenende  
Leitung P. Nico Jans SCJ

## Wir gedenken unserer Verstorbenen

**Bettembourg:** Urhausen Alphonse  
**Brachtenbach:** Heuertz Théophile  
**Contern:** Gloden-Gilbertz Jos.  
**Doncols:** Huberty-Tholl Marie  
**Esch/Alzette:** Reckinger-Moeller Alfred  
**Gosseldange:** Mme Petry-Cottong  
**Luxembourg:** Bourgeois Anne  
Mme Lenners-Knaff Jean  
Urwald Elise  
Marxen-Malget Florentine  
Thill-Pletgen J.P.  
**Mersch:** Heintz-Strasser Anne  
**Nospelt:** Muller-Schneider Suzanne  
**Pétange:** Soeur Weis Lucienne  
**Rambrouch:** Scheeck Léon  
**Sandweiler:** Sunnen Xavier  
**Schoos:** Hilbert-Schmit Rose  
**Wormeldange:** Fischer Albert  
Back-Glodt Régine

Die Liste wurde am 8. März abgeschlossen. Wir können nur die Namen der Verstorbenen in die Gedenktafel aufnehmen, die uns von den Angehörigen mitgeteilt werden.

26.-29. März:  
Exerzitien für Frauen  
Leitung P. Nico Turmes SCJ

1.-7. April:  
Exerzitien für Ordensschwestern  
Leitung P. Paul Birsens SCJ

18.-19. April:  
Besinnungstage  
Leitung P. Nico Jans SCJ

Weitere Informationen und Anmeldungen:  
P. Nico Jans SCJ  
Haus der Stille  
Herz-Jesu-Priester  
Fünfbrunnen  
L-9902 Troisvierges  
Telefon 98003



# Neue Bücher

Herma Brandenburger

## „Ich bin bei euch – seid getrost“

Ermutigung für dunkle Tage  
Taschenbuch, 12,90 DM  
Herder Verlag Freiburg

Wenn man an Bücher denkt, assoziiert man meistens damit Begriffe wie Fortbildung, Gebet oder Entspannung.

Ein Buch zu schreiben, das unter einen dieser Begriffe fällt, war sicher nicht die Absicht der 1939 in Mainz geborenen deutschen Autorin Herma Brandenburger, als sie diese Texte zu Papier brachte, die erstmals als Herder Taschenbuch veröffentlicht werden.

Im Vorwort bemerkt die Autorin: „Wer seine Gedanken und Meinungen einem Buch anvertraut, wagt die Begegnung mit den Menschen, die diese Veröffentlichung lesen...“ Sie gibt also viel von sich selbst und meint dazu: „... als Autor gehe ich das nicht geringe Risiko ein, ebenso verkannt wie erkannt zu werden, mehr noch: Ich liefere mich (dem Leser) aus. Indem ich vieles von mir preisgebe, werde ich einsehbar und verletzbar...“

Trotzdem hat sie es immer gewagt und wagt es weiter, „ein Wagnis schließlich, bei dem sich Schreiber und Leser unter ganz gegensätzlichen Voraussetzungen aufeinander einlassen.“

Wie der Titel es schon andeutet, kann und soll das Buch dem Leser „Ermutigung und Trost“ sein „für dunkle Tage“. Es handelt sich dabei nicht um eine Autobiographie, wie die Autorin selbst bemerkt. Anhand von persönlichen Erfahrungen und Erlebnissen möchte sie vielmehr den Leser abholen, um so ein Stück Weges mit ihm gemeinsam zu gehen. Irgendwo und irgendwann wird der Leser sich beim Durchblättern dieser Texte angesprochen fühlen. Hier einige Kapitelüberschriften: Erinnerungen an einen, der gegangen ist – Notwendige Trennungen – Leiden am Leben – Das Leben ist ein einziges Abschiednehmen – Wohl dem, der eine Heimat hat.

Diese Texte sind größtenteils schon als religiöse Sendungen bei Deutschlandfunk und Deutsche Welle ausgestrahlt oder in religiösen Zeitschriften veröffentlicht worden. Die zahlreichen Hörer- und Leserschriften beweisen, daß sie ein Bedürfnis des Menschen von heute abdecken und somit wirklich ein Stück Lebenshilfe sind. Sie vermögen auch auf brennende Le-

bensfragen eine Antwort aus dem christlichen Glauben heraus zu geben.

Das Buch wendet sich an Krankenhausseelsorger, für sie persönlich oder zum Weiterreichen, an alle jene, die in den sogenannten helfenden Berufen tätig sind, und nicht zuletzt auch an die einsamen und leidenden Menschen von heute, für die es eine Stütze und Lebenshilfe sein kann in dunklen Tagen.

Nico Waterloo

Fritz Köster

## Kirche im Koma?

Der Mut zu einer ganz anderen Form von Kirche  
200 Seiten, DM 26, –  
Verlag Josef Knecht –  
Frankfurt am Main

Der „Fall Köln“ – selten hat ein kirchlicher Vorgang soviel öffentliches Interesse erregt wie der Hickhack um die Besetzung des erzbischöflichen Stuhles von Köln. Die von über 160 namhaften Theologen unterzeichnete „Kölner Erklärung“ hat die Diskussion weiter angefacht. Seit dem „Fall Küng“ ist die Haltung und „Politik“ der institutionellen Amtskirche und ihrer höchsten Instanzen nicht mehr derart ins Kreuzfeuer der Kritik geraten.

Doch es geht um mehr als nur um kirchenpolitische Entscheidungen – es geht um substantielle Errungenschaften des Zweiten Vatikanischen Konzils. Soll die durch das Konzil eingeleitete Öffnung der Kirche gegenüber der Welt und der modernen Zeit heute endgültig wieder zurückgenommen werden?

Mit diesen Fragen und ihrer Problematik befaßt sich das höchst aktuelle Buch von Fritz Köster. Der Autor – selbst engagierter Priester – ist zu der Überzeugung gekommen, „daß es zwar viele gesellschaftliche Faktoren sind, die die Menschen aus der Kirche herausziehen, daß es aber auch viele Dinge in der Kirche selbst sind, die die Menschen buchstäblich verjagen. Die Kirche steht sich und den Menschen am meisten selbst im Wege“.

In schonungsloser Offenheit legt der Autor die Probleme vieler Menschen, die gerne Christ sein und glauben wollen, mit der hierarchisch verfaßten Amtskirche und ihren lehramtlichen Verlautbarungen dar, einer Kirche, die den „Laien“, insbesondere den Frauen, Reife und Mündigkeit immer noch nicht zutraut.

Werner Bulst SJ, Heinrich Pfeiffer SJ

## Das Turiner Grabtuch und das Christusbild

Band 1: Das Grabtuch.  
Forschungsberichte und Untersuchungen  
188 Seiten, 120 s/w Abbildungen,  
DM 48, –  
Verlag Josef Knecht –  
Frankfurt am Main

Wenn es irgendwo einen Sachverständigen im Fragenumkreis des „Turiner Grabtuchs“ gibt, dann ist es Werner Bulst; denn er gilt international als der kundigste Experte auf diesem Forschungsgebiet. 1955 hatte er das inzwischen weltberühmte Buch „Das Grabtuch von Turin“ veröffentlicht. 1969 wurde eine wissenschaftliche Kommission zur weiteren Erforschung eingesetzt. Sie erreichte einen vorläufigen Höhepunkt 1978, als eine internationale Arbeitsgemeinschaft in einem zum Labor umfunktionierten Saal des Turiner Schlosses Untersuchungen am Tuch selbst vornahm. Seitdem weiß man unvergleichlich mehr über Beschaffenheit, Herkunft, Datierung etc. als ehemals. Gerichtsmediziner, Biologen, Physiker und andere Naturwissenschaftler befassen sich nun mit dem Grabtuch.

Die Leistung Werner Bulsts besteht darin, daß er die naturwissenschaftlich exakt erhobenen Fakten sammelt und beurteilt und auf die Beantwortung der Frage, ob eine Identifizierung des in diesem Grabtuch Beigesetzten mit Jesus von Nazaret wahrscheinlich sei, zuspitzt.

Dieser Band kann nicht nur mit dem Interesse christlicher Leser rechnen, sondern wird, wie schon der interdisziplinäre Forschungsstab beweist, Leute aller Fachrichtungen angehen. Bei aller wissenschaftlichen Sorgfalt zeichnet sich das Buch durch seine allgemeinverständliche und geradezu spannende Darstellung aus.

Werner Bulst SJ

## Betrug am Turiner Grabtuch

Der manipulierte Carbondatentest  
(erscheint im Frühjahr 1990)

In dieser Streitschrift wird Werner Bulst den stichhaltigen Nachweis erbringen: Der 1988 durchgeführte Radiocarbonatentest, der das Turiner Grabtuch ins 13. Jahrhundert datierte, war von Anfang an manipuliert. Ein sensationeller Fall von Betrug an einer wissenschaftsgläubigen Öffentlichkeit!

## Die Schilddrüse und ihre Krankheiten

### Was ist eine Überfunktion? (Hyperthyreose)

Eine Überfunktion der Schilddrüse bedeutet einen Überschuß an Schilddrüsenhormonen im Körper. Dies macht sich deutlich bemerkbar. Die Patienten sind nervös und unruhig. Es gibt außerdem noch einige weitere Symptome, die auf eine Überfunktion hinweisen.

### Beschwerden bei der Überfunktion

Bei der Nervosität und Unruhe sind die Patienten nicht voll leistungsfähig und kaum belastbar. Körperlich tritt in den meisten Fällen eine Gewichtsabnahme auf, trotz eines gesteigerten Appetits. Die Patienten schwitzen leicht und bevorzugen daher kühle Räume, die Haut ist warm und feucht, in vielen Fällen besteht eine Neigung zu Durchfall. Ein weiterer Hinweis auf eine Überfunktion kann die spezielle Augensymptomatik sein. Bei vielen Patienten finden sich neben den Erscheinungen der Überfunktion die typischen etwas hervortretenden Augen. In der Bevölkerung ist die Überfunktion auch unter dem Namen Basedowsche Krankheit bekannt.

### Ursachen der Überfunktion

Im wesentlichen muß man zwei unterschiedliche Formen der Überfunktion berücksichtigen. Die eine beruht darauf, daß im Körper selbst Stoffe produziert werden, die die Schilddrüse zu einer verstärkten Tätigkeit anregen. In diesen Fällen liegt meist eine gleichmäßige Vergrößerung der gesamten Schilddrüse vor. Die andere Form der Überfunktion tritt bei vergrößerten Schilddrüsen auf, in denen sich Knoten ausgebildet haben. Dies sind Bezirke, in denen vermehrt Hormone gebildet werden. Außerhalb dieser Bezirke arbeitet die Schilddrüse normal. Man nennt diese Knoten autonome Adenome. Woher es kommt, daß sich bei bereits vergrößerten Schilddrüsen solche Bezirke bilden, ist noch nicht bekannt.

### Behandlung der Überfunktion

Zur Behandlung der Überfunktion gibt es mehrere Möglichkeiten. Die erste Möglichkeit ist die Behandlung mit Medikamenten. Der Patient muß Tabletten einnehmen, die die Bildung der Schilddrüsenhormone in der Schilddrüse stark vermindern. Da es bei diesen Tabletten jedoch leicht dazu kommen kann, daß die Bildung der Schilddrüsenhormone zu stark gehemmt wird, wird die Behandlung oft so durchgeführt, daß die eigene Produktion fast völlig unterdrückt wird und der Patient zusätzlich noch Schilddrüsenhormon-Tabletten einnimmt, die den Hormonbedarf des Patienten decken und gleichzeitig das weitere Wachsen der Schilddrüse verhindern können. Bei den autonomen Adenomen und bei sehr starker Vergrößerung der Schilddrüse hat die Behandlung mit Tabletten jedoch keinen guten Erfolg. Hier bevorzugt man eine Operation, bei der ein Teil der Schilddrüse entfernt wird. Anschließend sollte der Patient regelmäßig Schilddrüsenhormone einnehmen, um zu verhindern, daß die Schilddrüse wieder wächst. Denn bei dem Patienten, der schon einmal eine Schilddrüsenkrankheit hatte, ist diese Gefahr größer als bei anderen Personen.

Bei älteren Patienten, bei denen nicht mehr so gerne eine Operation durchgeführt wird, gibt es als weiteren Ausweg, wenn eine Behandlung mit Tabletten nicht sinnvoll erscheint, die Möglichkeit, die Schilddrüse mit radioaktivem Jod zu verkleinern. Diese Behandlung wird in Spezialabteilungen von Krankenhäusern durchgeführt und ist harmloser, als man vielleicht zuerst annimmt. Durch die Einnahme von radioaktivem Jod, das vom Körper schnell wieder abgegeben wird, wird ein Teil der Schilddrüse ausgeschaltet, so daß dann nicht mehr zuviel Hormone produziert werden. Der Patient kann nach vier bis fünf Tagen das Krankenhaus wieder verlassen.

(Patienteninformation  
E. Merck, Darmstadt)  
Dr.R.S.

## Noch lieferbare Hefte

Hefte folgender Themen sind noch lieferbar:

Autorität – Ehrfurcht vor dem Leben – Dein Körper – Eigentum – Wahrheit – Ordensberuf – Berufswahl – Sozialberufe – Lehrberufe – Massenmedien – Altern – Krankheit und Leid – Der Friede – Die Weltreligionen – Flüchtlingsproblem – Hunger in der Welt – Jugend und Kontestation – Die überforderte Frau – Entwicklungsländer – Die Geburt – Die Zeit – Das Leben – Die alleinstehende Frau – Schicksal behinderter Menschen – Umweltschutz – Schönes Luxemburg – Pause – Hände, die reden – Kriminalität – Die Presse – Spiritismus – Das „Dritte Alter“ – Die Fremdarbeiter – Tierwelt im Kleinen – Reisen, früher und heute – Soziale Sicherheit – Geld – Junge Kirche in Zaire – Die Sprache – Vögel – Tiere – Heilkräuter und Heilpflanzen – Das Gespräch – Schlaf des Menschen – Das Geschäft mit der Gesundheit – Freude – Dienst dem Nächsten – Kamerun – Priesterberuf heute – Der spielende Mensch – Die Schöpfung vollenden – Danken mit Blumen – Ehepartner – Sonntag – Indonesien – Weihnachten – Weltbevölkerung – Buchdruckerkunst – Beten – Weinbau- und Winzerprobleme – Allerheiligen – Bauen und Wohnen – Auf dem Weg zum Ich – Ernährung – Küche und Hausfrau – Gesundheit und Hygiene – Landwirtschaft – Freizeit-Entspannung – 50 Jahre „Heimat und Mission“ – Im Land der roten Erde – Im Tal der sieben Schlösser – Luxemburg – Das Ösling – Das Heilige Land – Junglinster – 100 Jahre Herz-Jesu-Priester – Simmern – Redingen/Atter – Beckerich – Mondorf – Rosport – Dalheim – Steinheim/Untersauer – Rindschleiden 1 – Rindschleiden 2 – Consdorf/Berdorf – Die Trinkwasserversorgung in Luxemburg – Koerich – Bech-Kleinmacher – St. Benedikt, Patron Europas – Benediktiner in Luxemburg – Der Helzinger Schnitzaltar – Helzinger/Hoffelt/Weiler – Holler – Binsfeld/Holler/Breidfeld – Wormelungen – Roth a. d. Our – Trinitarierkirche Vianden – Der Kreuzgang in Vianden – Pfarrkirche in Steinsel – St. Lukas / Patron der Ärzte – Lauterborn – Rümelingen – Eppeldorf – Reckingen/Mess / Ehlingen / Roedgen / Pissingen – Vianden (Nikolauskirche, Neukirche) – Das historische Vianden – Frisingen – Weiswampach – Sandweiler – Troisivierges 1 – Troisivierges 2 – Hautcharage – Heffigen 1 – Heffigen 2 – Differdingen 1 – Differdingen 2 – Schifflingen 1 – Schifflingen 2 – Brandenburg 1 – Brandenburg 2 – Weicherdingen – Larochette/Fels/Fiels 1 – Larochette/Fels/Fiels 2 – Contern – Boegen/Béigen/Boevange – Wintger/Heisdorf – Zum Papstbesuch in Luxemburg – Ellingen 1 – Ellingen 2 – Tüntingen 1 – Tüntingen 2 – Lullingen – Dönningen – Kunigunde 1 – Kunigunde 2 – Kunigunde 3 – Kunigunde 4 – Bienenzucht – Bettborn – Platen – Pratz – Reimberg – Bartringen 1 – Bartringen 2 – Bartringen 3 – Bartringen 4 – Howald – Merl 1 – Merl 2 – Merl 3 – Kathedrale 1 – Esch Herz Jesu – Kathedrale 2 – Kathedrale 3 – Schloß Heisdorf – Marnach – Bettemburg 1 – Beltemburg 2 – Missionen – Clairefontaine – Willibrord 1 – Willibrord 2 – Echternach 1 – Echternach 2 – Echternach 3 – Echternach 4.

Einzelheft 60 F. Die Jahrgänge 1979 bis 1989 sind auch gebunden lieferbar. Preis pro Jahrgang 1 000 Franken. Bestellungen sind zu richten an „Heimat und Mission“, Clairefontaine, L-8465 Eischen.

